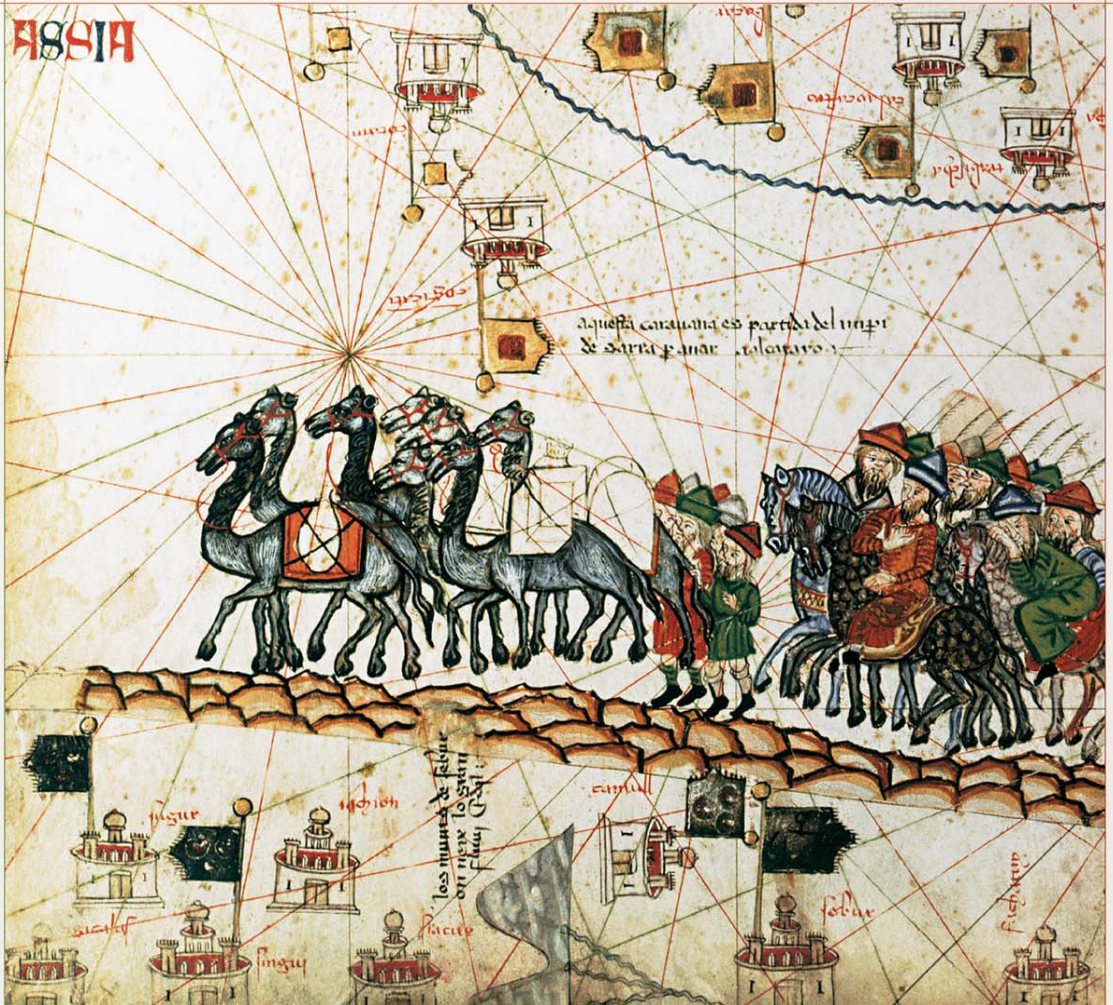


Michael Borgolte

DIE WELTEN
DES
MITTELALTERS



GLOBALGESCHICHTE
EINES JAHRTAUSENDS

C.H. Beck

Michael Borgolte

DIE WELTEN DES MITTELALTERS

Michael Borgolte

DIE WELTEN
DES
MITTELALTERS

Globalgeschichte eines Jahrtausends

C.H.Beck

Mit 6 Abbildungen und 30 Karten (© Peter Palm, Berlin)

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2022

Umschlagentwurf: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: Karawane auf der Seidenstraße nach dem Reisebericht von Marco Polo (1271 / 1295). Ausschnitt aus dem Katalanischen Atlas von Abraham Cresques (1325–1387), Malerei auf Pergament, Mallorca 1375. © akg-images

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

ISBN Buch 978 3 406 78446 0

ISBN eBook (epub) 978 3 406 78447 7

ISBN eBook (PDF) 978 3 406 78448 4

www.chbeck.de

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Felix, qui gaudet rerum cognoscere causas.
(nach Vergil, Georgica, II.490)

Dieses Buch widme ich meinen Schülerinnen und Schülern,
die mit ihrer Kritik, Phantasie und Kultur
meine Arbeit inspiriert und mein Leben bereichert haben.

Inhalt

I.

Einleitung – Die Traditionen der dreigeteilten Welt und
die Imaginationen der Fremde

13

II.

Die Wirklichkeiten der Fremde

33

1. DIE BEIDEN AMERIKAS	34
a) Der Norden	38
b) Mesoamerika	43
c) Der Süden	53
2. DIE WELTEN DES PAZIFIKS	59
3. DIE FREMDE DER EUROPÄISCH-AFRIKANISCH-ASIATISCHEN ÖKUMENE	75

III.

Eufrasien: Verknüpfungen in der trikontinentalen Menschenwelt

77

1. ZWISCHEN DEN LOSEN ENDEN DES NETZES: SCHWARZAFRIKA UND ARKTISCHE KÜSTENLÄNDER	79
2. REICHE ALS KOMMUNIKATIONSRÄUME	92
a) Afrika	93
Am Rand der antiken Ökumene	93
Politische Neuordnungen durch islamische Eroberung	106
«Friedliche» Muslime als Paten binnenafrikanischer Reiche	127
b) Asien	134
Ein politischer Spannungsbogen zwischen Mittelmeer und Gelbem Meer im Altertum	137
Mittelalterliche Reiche als Kettenglieder der Kommunikation	158
<i>Von der Mandchurei bis Arabien 158 – Indien 167 – Südostasien 177 – China und seine «Fremdvölker» 187 – «Weltherrschaft» der Dschingisiden und ihr Erbe 195 – Korea und Japan 201 – Das Reich der Osmanen: Brücke nach Europa 204</i>	
Reiche in Asien: Verdichtung und Erweiterung des antiken Erbes	208
c) Europa	209
Das Erbe eines trikontinentalen Reiches	211
Das großfränkische und das römisch-deutsche Reich	219
Byzanz: Kaiserreich und Hegemon	237
Dynamiken an den Rändern	252
<i>Spanien 253 – Skandinavien 256 – Keltische Reiche, Frankreich und England 265 – Ostmitteleuropa 279 – Rus' 288 – Die Kreuzzüge: Multiethnische Unternehmungen und die Bildung neuer Staaten und Kolonien 294</i>	
d) Imperiale Bestrebungen im Mittelalter: Globalisierung als Gewaltgeschichte	302

3. BEZIEHUNGSNETZE DER RELIGIONEN	308
a) In den Grenzen von ‚Volk‘ und Land	310
Shintō: Eine mittelalterliche Hybrid-Religion Japans	310
Jainismus: Dispersion indischer Wandermönche und Laien im asiatischen Subkontinent	312
b) Im größten der Erdteile	318
Zoroastrismus: Eine persisch-indische Geschichte	318
Brahmanentum und hinduistische Religionen: Eine Diffusion indischer Errungenschaften nach Südostasien	329
Buddhismus: Von der Erleuchtung eines Einzelnen zur panasiatischen Religion	333
<i>Indische Ursprünge 333 – Verbreitung übers Meer 342 – Auf Landwegen nach Norden und Osten 345</i>	
Konfuzianismus und Daoismus: Zwei Lehren Chinas und der bescheidene Radius ihrer Strahlkraft	357
c) In der trikontinentalen Welt	375
Judentum: Universelle Insularität einer ‚Nationalreligion‘	375
<i>Frühe Migrationen und die Wahrung des jüdischen Zusammenhangs 376 – In Asien 385 – In Afrika 395 – Im Reich von Byzanz und in Italien 400 – Im westlichen Europa 405</i>	
Drei Christenheiten und dezentrale Sonderkirchen	422
<i>Die Alte Kirche und die Stiftung trikontinentaler Kohärenz 423 – Die ostsyrisch-persische ‚Kirche des Ostens‘ 427 – ‚Nestorianer‘ und römische Katholiken in Ostasien 442 – Die ‚Orthodoxen Kirchen der Drei Konzilien‘ 456 – Von der römischen Reichskirche zur Kirche von Byzanz 466 – Die eufrasische Gemeinschaft orthodoxer Kirchen in ihrem asiatischen und afrikanischen Spannungsfeld 473 – Historische Sonderfälle: Georgier und Maroniten 480 – Die byzantinische Orthodoxie in Relation zur lateinischen Kirche in Osteuropa 482 – Griechisches Christentum in Italien 499 – Zwischen Eurozentrismus und Universalität: Die römisch- katholische Kirche 511</i>	
Eine restringierte Universalreligion: Der Manichäismus	554
Islam: Religion des eufrasischen Mittelalters	564
d) Christen und Muslime des Mittelalters als religiöse Pioniere der Globalisierung	585

4. DER FERNHANDEL	593
a) Abreißende Bindungen am Beginn?	593
b) West-östlicher Handel über das Meer: Erneuerungen und Erweiterungen im frühen Mittelalter (7. bis 11. Jahrhundert)	620
Die Erschließung der nördlichen Meere	620
Das multipolare Mittelmeer	640
Die «nassen Seidenstraßen»	677
c) Unterbrechung der maritimen Transversale und Bildung interagierender Netzwerke (ca. 1100–1350)	695
Das Mittelmeer als Meer des Westens	696
Formierung und Beitritt Europas hinter den Bergen	723
Verkettung ökonomischer Kreise in Eufrasien	764
d) Zwischen regionaler Selbstbeschränkung und globaler Entgrenzung: Die eufrasische Welt im späten Mittelalter (ca. 1350–1500)	813
Der gefesselte Riese: Asiatischer Fernhandel unter chinesischer Dominanz	813
Retardierte und expansive Handelskreise zwischen Wolga und Nil	830
Westeuropäische Durchbrüche	853
e) Fernhandel auf tausend Wegen	862

IV.

Eufrasien und die anderen Welten des Mittelalters

869

Anhang

875

ANMERKUNGEN	877
-----------------------	-----

ABKÜRZUNGEN UND SIGLEN	988
----------------------------------	-----

QUELLEN UND LITERATUR	989
Quellen	989
Literatur	994
NACHWEISE DER ABBILDUNGEN UND KARTEN	1068
Abbildungen	1068
Karten	1068
REGISTER	1070
Personen	1070
Orte	1076
Sachen	1091

I.

EINLEITUNG DIE TRADITIONEN DER DREIGETEILTEN WELT UND DIE IMAGINATIONEN DER FREMDE

Als «Mittelalter» gilt eine Periode der europäischen Vergangenheit, genauer gesagt bezeichnet der Begriff einen Ausschnitt aus der west- und mitteleuropäischen Geschichte in einem universalen Sinnzusammenhang.¹ Zuerst sprachen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts von dem «Medium Aevum» (oder der «Media Aetas»), das sie gegenüber der als klassisch empfundenen lateinischen Antike geringschätzten und von dem sie sich selbst in ihrer Gegenwart distanzieren.² Eine solche Geschichtskonzeption schloss das Bestreben ein, an die alten Errungenschaften anzuknüpfen, um auf diese Weise eine neue Zeit heraufzuführen.³ Die eigentliche «Erfindung des Mittelalters» war ein Projekt der Aufklärung um 1800; diese lehnte die herkömmliche Ordnung der geschichtlichen Zeit nach religiös begründeten Vorstellungen ab mit der Ausrichtung zugunsten einer Gliederung, die «sich erst aus der Geschichte selbst» ableiten sollte.⁴ Andererseits erfand das späte 18. Jahrhundert auch die Gattung der «Historia universalis» (Weltgeschichte), die in der Tradition der christlichen Heilsgeschichte stand.⁵ Sie ließ sich von der Vorstellung leiten, dass die Geschichte im Ganzen wenn nicht einen einzigen Ursprung, so doch ein bestimmtes Endziel hatte, das die Menschheit in weltbürgerlicher Einheit zusammenführe. Methodisch operierte sie mit dem Vergleich von Früherem mit Späterem, auch von verschiedenen gleichzeitigen Kulturen, um den Prozess des universalen Fortschritts zu erfassen.

Häufig, so auch in diesem Buch, wird in der Geschichtswissenschaft das Jahrtausend zwischen ca. 500 und 1500 als Mittelalter begriffen; die eine Zäsur bezieht sich auf Ereignisse wie die Christianisierung des römischen Kaiserreichs und die sogenannte germanische Völkerwanderung seit dem 4. Jahrhundert oder die letzte Einigung des antiken Imperiums unter Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert, die andere etwa auf die Reformation in Deutschland. Natürlich gab und gibt es zahlreiche Versuche, Beginn und Ende des Mittelalters früher oder später anzusetzen. Der Neuhistoriker Dietrich Gerhard sprach etwa von «Alteuropa» mit dem 11. und 18. Jahrhundert als Grenzen⁶, der französische Mediävist Jacques Le Goff von einem «langen Mittelalter» zwischen dem 2./3. und dem 19. Jahrhundert.⁷ Unlängst plädierte der deutsche Mediävist Bernhard Jussen leidenschaftlich gegen die Periodisierung Antike – Mittelalter – Neuzeit überhaupt, die wir der Aufklärung verdanken.⁸

Problematisch ist die Anwendung des Begriffs «Mittelalter» im europäischen Horizont, wenn ein es selbst bedingendes «Altertum» nicht vorausgesetzt werden kann, auf das sich spätere Generationen in wiederholten «Renaissancen» beziehen konnten. Das gilt etwa von den griechisch-orthodoxen Völkern. Skandinavien hatte ebenfalls keine Antike gekannt, sondern hier gingen dem «Mittelalter» ab ca. 1000/1050 die (römische) Eisen- und die Wikingerzeit voraus.⁹ Andererseits wurde und wird die Epochenbezeichnung auch von den Expertinnen und Experten anderer Kulturen zur Kennzeichnung einer postklassischen Periode verwendet.¹⁰ Insbesondere die Geschichte Indiens hat man nach dem Vorbild des lateinischen Europa gegliedert; hier soll das 5./6. Jahrhundert beziehungsweise das Ende des Gupta-Reiches (540) ein Altertum von einem frühen (bis 1206) und späten Mittelalter (bis 1526) getrennt haben.¹¹ Das «Ende des chinesischen Mittelalters» wird hingegen schon mit der Song-Dynastie (960–1279) datiert,¹² während für Japan ein klassisches Altertum des 6. bis 12. Jahrhunderts von einer Folgezeit der Dezentralisierung als Periode des Mittelalters bis ins späte 16. Jahrhundert abgesetzt wird.¹³ Besonders empfindlich reagieren manche Islamwissenschaftler auf die Übertragung eurozentrischer Zeitkategorien wie «Mittelalter» und «Moderne» oder auch auf Essentialisierungen wie «Klassik» und «Renaissance».¹⁴ Trotzdem wurde unlängst konstatiert, dass «Mittelalter» als historische Epochenbezeichnung von der Forschung weitestgehend akzeptiert sei und selbst von arabischsprechenden Gelehrten benutzt werde («al qurūn al-wustā», «die mittleren Jahrhunderte»)¹⁵ Das Ende der so gefassten Periode falle etwa mit dem Beginn der Osmanenzeit zusammen und markiere insofern auch eine disziplinäre Grenze zwischen eher arabistisch und stärker turksprachig orientierten Erforschern der Geschichte des Islam. Trotz

aller Unzulänglichkeiten biete die Verwendung des Begriffes zudem einen einheitlichen Bezugsrahmen für interkulturelle Studien.

Unabhängig von seiner jeweils variierenden chronologischen Begrenzung scheint sich der Mittelalter-Begriff also gerade wegen seiner vagen inhaltlichen Bestimmung weit über die Geschichte der lateinischen Welt hinaus bewährt zu haben. Setzt man ihn aber mit ‚Globalgeschichte‘ in Beziehung, verliert er noch den Rest seiner Bedeutung, nämlich die Zwischenzeit in einem Aufstieg der Menschheit zu ihrer weltgeschichtlichen Bestimmung zu markieren. ‚Globalgeschichte‘ soll nicht, wie die herkömmliche Universalgeschichte, die Geschichte der ‚ganzen Welt‘ darstellen und deren Entwicklungsstränge zielgerichtet bündeln. Sowohl der Anspruch auf universale Sinnggebung der Geschichte als auch auf historische Vollständigkeit haben heute ihre Überzeugungskraft verloren. ‚Globalgeschichte‘ soll eine andere Perspektive zur Geltung bringen.¹⁶ Sie ist von der aktuellen Erfahrung einer realen oder mindestens möglichen Vernetzung aller Menschen durch Medien der Kommunikation, Austausch von Waren und persönliche Begegnung gekennzeichnet, die zusammenfassend als ‚Globalisierung‘ bezeichnet wird.¹⁷ Im Unterschied zu religiösen Endzeiten oder zur säkularen Moderne galt und gilt die Globalisierung gewiss nicht als historische Verheißung; die universalen Verknüpfungen durch allgemeine menschliche Mobilisierung und neue Kommunikationstechniken haben sich offenkundig ohne programmatische Zielsetzung einfach ereignet.

Für historische Studien über globale Verknüpfungen ergibt sich aus dieser Lage eine große konstruktive Freiheit. Da keine historischen Zäsuren bekannt sind, mit denen sich die Geschichte der Vernetzungen vor den Modernen im Hinblick auf die gesamte Ökumene gliedern ließen, ist es gerechtfertigt, die chronologischen Grenzen selbst zu setzen. Man kann also in diesem Sinne auch das ‚mittelalterliche Jahrtausend‘ als Bezugsrahmen wählen, ohne damit die historischen Urteile und Vorurteile über diese Periode zu transportieren oder gar als Maßstab an andere ‚Kulturen‘ anzulegen.

Ein umfassendes Netzwerk, wie wir es aus unserer Zeit zu kennen glauben, hat es allerdings in dem Jahrtausend zwischen 500 und 1500 nicht gegeben. Wenn trotzdem von einer Globalgeschichte dieser Zeit gesprochen werden soll, muss der Bezug auf die gegenwärtige Globalisierung doch erkennbar bleiben; sie sollte durch Kommunikationsgemeinschaften gekennzeichnet sein, die Räume erheblichen Umfangs gebildet haben.¹⁸ Allerdings wäre es verkehrt, hier wie auch sonst die ältere Periode nur als Vorgeschichte unserer Zeit aufzufassen. Neben komplexen Vernetzungen müssen auch die freien Enden und Risse in den Netzen sowie die weiten Maschen schwacher Wechselwirkungen beachtet

werden. Zu rechnen ist damit, dass sich der eine Globus in der Vormoderne in mehrere, auch unabhängige ›Welten‹ aufgefächert hat.

Die globale Erweiterung ›des Mittelalters‹ bringt es mit sich, dass das westliche Europa, insbesondere die lateinische Christenheit, keineswegs Ausgangspunkt und Zentrum dieser Studie sein kann. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Menschheit jener tausend Jahre überhaupt, und jeder Region, jedem Land und jeder ›Kultur‹ gebührt prinzipiell gleicher Rang und gleiches Interesse. Nicht zufällig werden im Folgenden scheinbar immer wieder zuerst die Peripherien vor den vermeintlichen historischen Schwerpunkten in den Fokus gerückt. Der globalhistorische Ansatz lässt auch keine fortlaufende Erzählung von 500 bis 1500 zu, sondern zwingt zu einem ständigen Wechsel der historischen Subjekte. Nur ein narrativer Duktus kann indessen den Zusammenhang der Dinge, das eigentliche Thema aller Wissenschaft, vor Augen führen; deshalb wird das Konzept der ›untersuchenden Darstellung‹ gewählt. Johann Gustav Droysen hat sie insbesondere von der ›erzählenden Darstellung‹ unterschieden. Während diese das Gewordene als Geschichte des Werdens darstelle, brauche jene «die Form der Forschung, um das erforschte Ergebnis darzulegen». Sie sei eine «Mimesis [Nachahmung] des Suchens und Findens»; sie gehe Indizien und Spuren nach und finde «immer weitere Momente, bis endlich das Ganze zusammenhängend und vollständig» dastehe.¹⁹ Deshalb werden in diesem Buch auch immer wieder Zwischenbilanzen gezogen, um die Isolation oder den Zusammenhang der mittelalterlichen Welten zu unterstreichen.

Die Bausteine des Ganzen haben andere geliefert, vor allem die Geschichtswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler ihrer jeweiligen Spezialgebiete und Überlieferungen; auch wenn sie nicht unkritisch verwendet werden, kann eigene quellenkritische Arbeit nicht geleistet werden. Der Verzicht darauf ist schmerzhaft und nur durch den möglichen Gewinn umfassender Einsichten gerechtfertigt. Manche Leser und Leserinnen werden vielleicht auch eingehende Studien zu den kulturellen Verflechtungen und ›Hybridbildungen‹ vermissen, die zum Themenbereich der Globalgeschichte gehören und zu dem der Autor selbst manche Beiträge geleistet hat.²⁰ Für diesen Ansatz fehlen indessen im globalen Maßstab die Voraussetzungen in der Forschung. Möglich und sinnvoll ist es indessen, die Kohärenz der identifizierten Welten zu untersuchen, also die Reichweite und Intensität derjenigen Kräfte zu ermessen, die sie konstituierten oder prägten. Selbstverständlich geht es dabei auch immer um die Frage, wie die Einen die Anderen ergänzt, beeinflusst und verändert haben.

Unter welchem Aspekt soll die mittelalterliche Globalgeschichte betrachtet werden? Gewiss wäre es verfehlt, sich ohne Weiteres für eine lateinchristliche Perspektive zu entscheiden und leichtfertig den berechtigten Vorwurf einer eurozentrischen Blickverengung zu riskieren. Andererseits wäre es auch naiv anzunehmen, dass es einen Standpunkt ohne nachhaltige Einwirkung der eigenen Herkunft und Lebenswelt gibt. Vielleicht bietet es sich an, einen Einstieg bei Zeugnissen der mittelalterlichen Selbstwahrnehmung zu suchen, sofern sie der Sache, um die es geht, gerecht zu werden versprechen. Das kann sicherlich von den kartographischen Traditionen der Zeit gesagt werden; hier ist allerdings die lateinische Überlieferung besonders ergiebig.

Über die Teile der Welt haben schon Griechen und Römer der Antike nachgedacht. Ihnen war keineswegs klar, wieviele Kontinente es gebe. Hekataios von Milet (um 510 v. u. Z.)²¹ und Herodot (um 445 v. u. Z.) rangen um die Frage, ob von zweien oder von dreien die Rede sein sollte.²² In augusteischer Zeit beschränkte sich der Geograph Strabon in seiner ‚Erdkunde‘ auf die mediterrane Perspektive und schrieb: «Schiffet man durch die Meerenge bei den Säulen [des Herkules, also bei Gibraltar], so liegt zur Rechten [Afrika] bis zum Laufe des Nils, zur Linken aber als Gegenküste Europa bis zum Tanaïs [Don]. Beide endigen in Asien.»²³ Zuerst hat wohl Plinius der Ältere (gest. 79 u. Z.) unmissverständlich erklärt: *Terrarum orbis universus in tres dividitur partes: Europam, Asiam, Africam* («Der Erdkreis ist in drei Teile geschieden: Europa, Asien und Afrika»)²⁴ Durch den Kirchenvater Augustinus, seinen Zeitgenossen Orosius und den Bischof Isidor von Sevilla ist das Schema zum festen Wissensbestand der Christen geworden.²⁵

Im lateinischen Mittelalter wurde die Welt seit dem 8. Jahrhundert durch Karten abgebildet und repräsentiert.²⁶ Um die eintausend ‚mappae mundi‘ konnten ermittelt werden, unter denen dreigeteilte Diagramme der Ökumene dominieren. Im *orbis terrae tripartitus* (dem «dreigeteilten Erdkreis») nimmt hier Asien im Osten die obere Hälfte eines Kreises ein, während Europa im Norden das linke untere und Afrika im Süden das rechte untere Viertel füllen.²⁷ Die Karten der bewohnten Welt als tripartite Menschenwelt wurden zuerst zur Illustration der vorchristlichen Autoren Sallust (86–34 v. u. Z.) und Lucan (39–65 u. Z.) verwendet. Sallust hatte vom Krieg zwischen den Brüdern Adherbal, einem Verbündeten Roms, und Jugurtha um die Kontrolle Numidiens (118–105 v. u. Z.) erzählt und ausführliche Beschreibungen Afrikas gegeben. Sein Werk sollte in karolingischer Zeit bekannt und seit dem 11. Jahrhundert populär werden.²⁸ Auch bei Lucan ging es um einen Krieg, den zwischen Caesar und Pompejus und insbesondere die Schlacht von Pharsalos (48 v. u. Z.). Der Dichter



«Mappa mundi» aus einer Sallust-Handschrift

Der im westlichen Christentum weitverbreitete Kartentyp gibt die Erde als Ökumene der drei Kontinente Asien, Afrika und Europa wieder; diese Wahrnehmung der Menschenwelt geht sowohl auf biblische Tradition (Genesis) als auch auf antike Lehren (Plinius d. Ä.; Augustinus) zurück.

skizziert wiederum Afrika (das er wie andere Autoren auch als «Libyen» bezeichnet) und nennt als Grenzen dieses Kontinents sowie Europas und Asiens den Nil, den Don, den Ozean und die Stadt Cádiz. Die geographischen Namen finden sich auch in beigefügten Karten der mittelalterlichen Lucan-Handschriften wieder.²⁹

Ein entscheidender Schritt zur Verchristlichung des Kartenbildes wurde offenbar um das Jahr 600 vollzogen, als die drei Kontinente mit den Namen der Söhne Noahs verbunden wurden. Nach biblischer Überlieferung hat Gott mit Noah einen Bund geschlossen, der dem Menschengeschlecht das Überleben der Sintflut ermöglichte (1. Mose 9). Von den drei Söhnen des Erzvaters sollen

die (70 oder 72) Völker der Erde abstammen (1. Mose 10), von Sem diejenigen Asiens, von Japhet die in Europa und von Ham die afrikanischen. Durch die Namen der Söhne Noahs werden die drei Kontinente zugleich auf den gemeinsamen Urvater der Menschheit bezogen. Das Ganze der bewohnten Welt ist auch das Ganze der Menschheit und ihrer Geschichte.³⁰

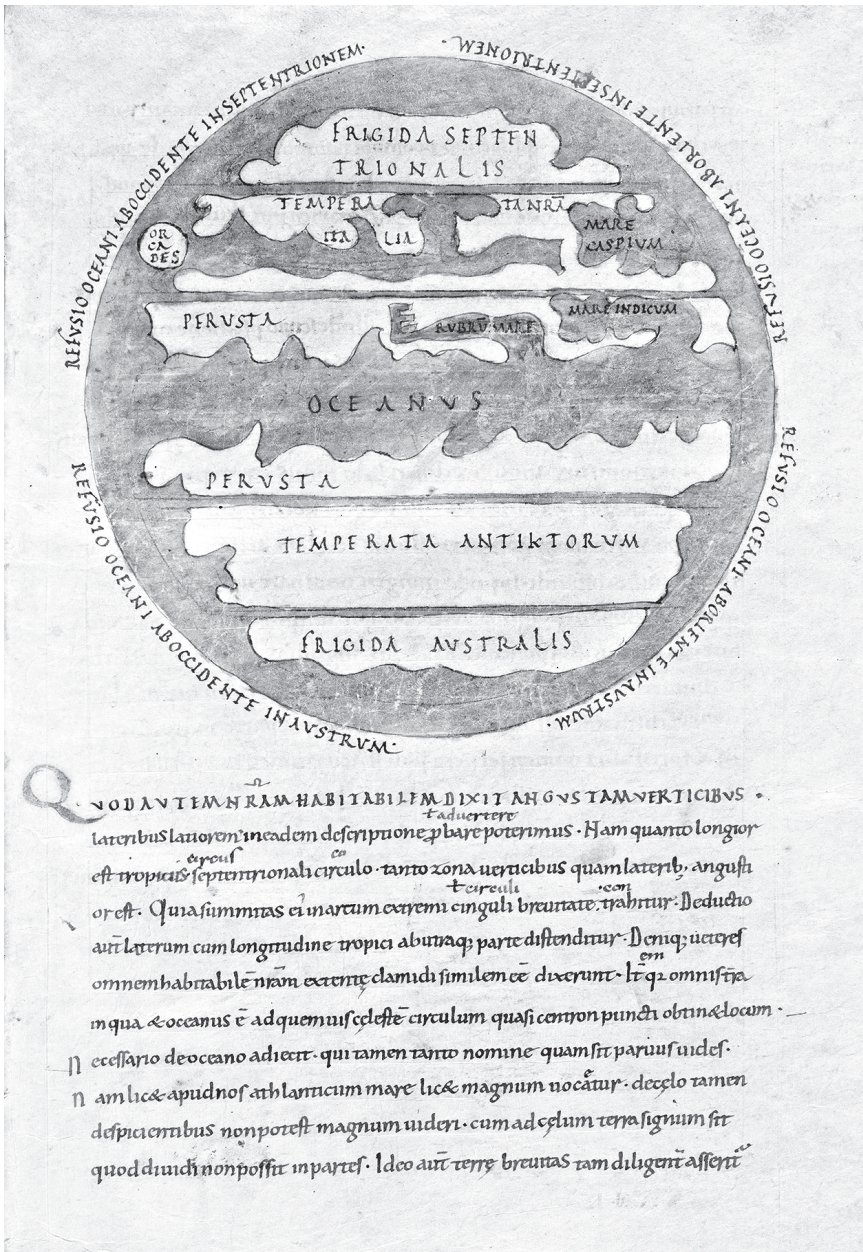
Die mittelalterlichen Noachiden-Karten stellen sich wie eine Kombination der Buchstaben T und O dar, indem sie Asien, Europa und Afrika durch die Flüsse Nil und Don sowie das Mittelmeer voneinander trennen und den umlaufenden Weltozean die drei Erdteile einschließen lassen. Mit ihrer heilsgeschichtlichen Botschaft transportieren sie einen epochalen Wandel des Geschichtsdenkens, nämlich die Erfindung der Geschichtstheologie durch Israel. Nach der Genesiserzählung bilden alle Völker der Welt eine genealogisch bestimmte Einheit und sind über Noah und seine Söhne gleichberechtigt in das Heilsversprechen Gottes einbezogen. Die T-O-Karten beruhen ihrer Anlage nach nicht auf der Unterscheidung von ‚Wir und die Anderen‘, sie formulieren ihre Weltsicht also nicht aus der partikularen Perspektive eines bestimmten Volkes, Raumes oder Ortes, sondern wollen das Gesamte der Welt – ‚Wir alle‘ – gewissermaßen aus dem Blickwinkel Gottes selbst erfassen. Schon vor einiger Zeit hat einer der großen Mediävisten des 20. Jahrhunderts die ‚Völkertafel‘ der Genesis in diesem Sinne hellsichtig gewürdigt: «Was Moses, der Jahwist oder wer immer sonst (...) hier aussagen, ist grundstürzend neu. In keinem Kulturkreis der Erde war bis dahin die Einheit des Menschengeschlechts und die einheitliche Lenkung der Geschichte durch einen Gott verkündet worden».³¹ Dem ist hinzuzufügen, dass die Noachiden-Karten eben dieses Bild der Weltgeschichte im Diagramm fixieren und damit, wie ihre große Verbreitung zeigt, eine nachhaltige Wirkung erzielten.

Im engeren Sinne ist der Kartentyp mit seinem Bezug auf die Geschichte Noahs und seiner Söhne biblisch, nicht exklusiv christlich geprägt; schon in den ältesten Exemplaren fanden dem ‚Alten Testament‘ gemäß auch das Paradies im Osten und die Völker Gog und Magog ihren Platz, die die Heilige Schrift als Feinde des Gottesvolkes Israel sowie als hereinbrechende Heidenvölker der Endzeit kennt. Ob aber der die Erdteile trennende Doppelstrich, das T in Entsprechung zum griechischen tau, unter Bezug auf den spätantiken Gelehrten Isidor als ein Abbild des Kreuzes Christi verstanden werden sollte, wird sich kaum beweisen lassen. Im 8. Jahrhundert drangen allerdings die Wirkungsstätten Jesu Christi in die Karten vor. In einer Handschrift aus dem Vatikan wurden um 762 erstmals Orte des Heiligen Landes und darunter besonders Bethlehem, Jericho und Jerusalem kartographiert. Tradition hat der Mönch

Beatus von Liébana (gest. um 798) durch seinen Kommentar der Apokalypse gestiftet. Beatus lebte zwar im christlichen Königreich Asturien, aber Spanien war zu seiner Zeit weitgehend von den expansiven Heeren des Islams eingenommen. In seinen Text schloss wohl er selbst eine *«pictura»* (ein *«Bild»*) ein, die die Verbreitung des christlichen Glaubens durch die Apostel demonstrieren sollte. Zum Beispiel sind in der Osma-Karte von etwa 1100, die aber vermutlich auf die ursprüngliche Fassung des Beatus zurückgeht, alle zwölf Apostel an den Stätten ihrer Glaubensverkündigung *«porträtiert»* worden.³²

Offenbar wurde das Motiv der Apostelmission in den frühmittelalterlichen Karten des Beatus-Typs während der Epoche der Kreuzzüge wiederbelebt. Gleichzeitig rückte Jerusalem ins Zentrum der Karten. Ein Wort des Propheten Ezechiel (Hes 16,4) hatte bereits der Kirchenvater Hieronymus mit den Thesen kommentiert, Jerusalem sei der Nabel der Erde inmitten der Welt und der Völker, so dass alle Nationen im Umkreis seinem Vorbild folgten. Eine Handschrift aus Oxford, wohl vom Jahr 1110, bringt dies beispielhaft kartographisch zum Ausdruck: Im Querbalken des T, wo sonst Don und Nil genannt werden, ist hier *HIERUSALEM* eingeschrieben; zwei Kreuze markieren die *crux Christi* (das *«Kreuz Christi»*) und – in der exakten Mitte des Weltrunds – den *Mons Syon* (den *«Berg Zion»*). Im Osten, dem Ort des Paradieses, erinnert der Schreiber an die Völker der Genesis, von denen er – nach Augustinus – Sem in Asien 27 und Ham in Afrika 30 zuteilt.³³ Immer mehr Kartenzeichner setzten seit dieser Zeit die Heilige Stadt in die Mitte der Welt.

Neben den T-O-Karten, die eine einzige Menschenwelt in drei Kontinenten darbieten, gab es im lateinischen Christentum des Mittelalters einen zweiten Typ von Weltkarten, der wiederum auf antike Lehren zurückgeht. Diese Karten unterscheiden mehrere Ökumenen, die aber untereinander nicht kommunizieren können, und teilweise auch bewohnte und unbewohnbare Erdteile. Der Stoiker Krates von Mallos, der sich um 168 v. u. Z. in Rom aufhielt, konstruierte einen Globus mit vier menschlichen Lebenswelten, die durch zwei sich im rechten Winkel schneidende Weltozeane voneinander getrennt sind. Die *«Ökumene»* ist dabei *«unsere»* eufratische (europäisch-afrikanisch-asiatische) Welt im Norden, der im Süden die *«Antökumene»* und auf der Rückseite der Erdkugel (oder im Westen) die *«Periökumene»* und analog zur Antökumene der *«Antichthonenkontinent»* gegenüberstehen.³⁴ Dieses Konzept führte nach der Zeitenwende der Philosoph Macrobius weiter, als er im frühen 5. Jahrhundert Ciceros *«Traum Scipios»* (*«De re publica»*, VI, 9–29) kommentierte. Macrobius konzentrierte sich auf eine Hemisphäre, die von einem Ozean durchschnitten war. Er unterschied (wie Krates) fünf Klimazonen. Zwei äußerste Streifen im



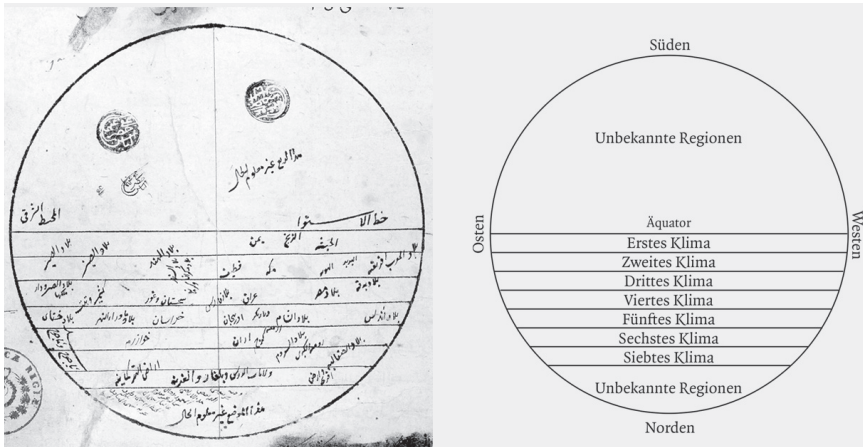
Zonenkarte des Macrobius, Kommentar zu Ciceros ‚Somnium Scipionis‘

Ein zweiter Typ lateinchristlicher Weltkarten des Mittelalters geht auf die Lehre des Macrobius, eines Philosophen des frühen 5. Jahrhunderts u. Z., zurück. Danach gibt es fünf Klimazonen, von denen aber nur die jeweils mittleren im Norden und Süden bewohnbar (und bewohnt) sind; die sie trennenden heißen Äquatorzonen können die Menschen niemals überwinden.

Norden und im Süden galten ihm als kalt und unbewohnbar, während die mittig angeordnete Äquatorzone angeblich so heiß war, dass niemand sie passieren konnte. Nur die beiden Zwischenzonen seien bewohnbar und bewohnt; der trikontinentalen Ökumene im Norden entsprach im Süden der Lebensraum der ›Antipoden‹ (›Gegenfüßler‹). Über 150 solcher Mappae Mundi sind in Macrobiusmanuskripten vom 9. bis 15. Jahrhundert sowie in Werken anderer Autoren gefunden worden.³⁵

Dass es bewohnte Teile der Erde geben sollte, die aber den Angehörigen der Ökumene unzugänglich waren, regte die Phantasie der Gelehrten an. In die eigentlich das Ganze der Welt und der Menschen repräsentierenden T-O-Karten drang die Vorstellung ein und schlug sich als vierter Kontinent nieder. Dieser erscheint etwa in Beatus-Handschriften und ist mit Antipoden oder Monstren bewohnt. In der Osmakarte wurde ein ›Skiapode‹ (›Schattenfüßler‹) eingezeichnet, der sich mit einem riesigen Fuß vor den Sonnenstrahlen schützt. Berühmte Weltkarten des 13./14. Jahrhunderts rücken eine ganze Galerie von Monstren, also menschlicher Missgestalten oder halb menschlichen, halbtierischen Phantasiewesen, an den Rand der bewohnten Welt. Möglicherweise sollten sie auf den Karten von London, Hereford und Ebstorf noch zur Ökumene gerechnet werden und der ›terra incognita‹ (der ›unbekannten Welt‹) gegenüberstehen.³⁶

Das lateinische Mittelalter kannte also neben den Abbildern der Welt mit drei Kontinenten, die im Sinne der Heilsgeschichte ganzheitlich-geschlossen war, kartographische Traditionen mit unbewohnten/unbewohnbaren und zugleich unerreichbaren Erdteilen, die teilweise besonderes Interesse erregten. Der Islam hat dagegen eine ganz andere Überlieferung hervorgebracht.³⁷ Bedingt durch die Expansion der Araber nach Norden und Osten kamen die Muslime früh mit persischer, indischer, chinesischer, syrischer und griechischer Wissenschaft in Berührung. Kalif al-Mamun (reg. 813–833) sorgte in Bagdad dafür, dass insbesondere die Schriften des Gelehrten Ptolemäus von Alexandria (gest. nach 160 u. Z.) über Astronomie, Geographie und Astrologie rezipiert wurden, die die Lateiner im Westen kaum kannten.³⁸ Hellenisierte muslimische Wissenschaftler und Philosophen übernahmen von Ptolemäus die Auffassung eines geozentrischen Universums mit einer meist auf neun begrenzten Anzahl von himmlischen Sphären und einer selbst kugelförmigen, aber nur teilweise bewohnbaren Erde. Nach dem Vorbild des Alexandriner wurde der bekannte beziehungsweise besiedelte Teil der Welt in sieben Klimazonen eingeteilt (wie man diese im Westen durch die Macrobius-Tradition kennt). Die vierte Zone wird oft hervorgehoben, weil sich dort Arabien, das Zentrum der



Arabische Klimaten-Karte

Die islamische Weltvorstellung war durch die Rezeption antiker Wissenschaft geprägt. Gemäß der Lehre des Ptolemäus von Alexandria (gest. nach 160 u. Z.) werden auf der gesüdeten Klimatenkarte zwei unbekannte von sieben bewohnten Zonen unterschieden. Die mittlere vierte von diesen zeigt oft Arabien als Zentrum der muslimischen Welt.

muslimischen Welt, befand.³⁹ Ein anderes, weniger erfolgreiches Weltmodell übernahmen die Muslime von den Persern. Hier stand Iran im Mittelpunkt einer Reihe von sieben Kreisen, die Arabien und seine Nachbarn, aber auch China, Indien sowie die Länder der Türken und der Slawen bezeichnen. Auch die Gog und Magog, die im Koran erwähnt sind (Sure 18, 94–97), wurden repräsentiert.⁴⁰ Angeblich habe Alexander der Große diese unheilstiftenden Völker durch ein Bollwerk aus Eisen bis zum Ende der Zeiten abgeblockt.

Während sich die Muslime durch die Schriften des Ptolemäus mathematisch belehren ließen, ging es ihnen, im Unterschied zu den okzidentalen Christen⁴¹, kaum um religiös geprägte Kartenbilder der Welt; sie kannten aber, wie diese, unbewohnten Zonen. Für fromme Zwecke fertigten sie regionale Karten und Diagramme an, die sie für ihre Pilgerfahrten oder Gebete nach Mekka orientieren sollten. Eine besondere Tradition bildete der Iraner al-Balkhi (gest. 934) aus, der vor allem in Bagdad beziehungsweise im Irak forschte und lehrte.⁴² In seinem geographischen Werk bemühte er sich nach einem fast zeitgenössischen Zeugen «vor allem um die Repräsentation der Welt durch Karten».⁴³ Zwar ist davon nichts erhalten geblieben, dafür sind aber die Arbeiten seiner Schüler und Enkelschüler seit dem späten 11. Jahr-

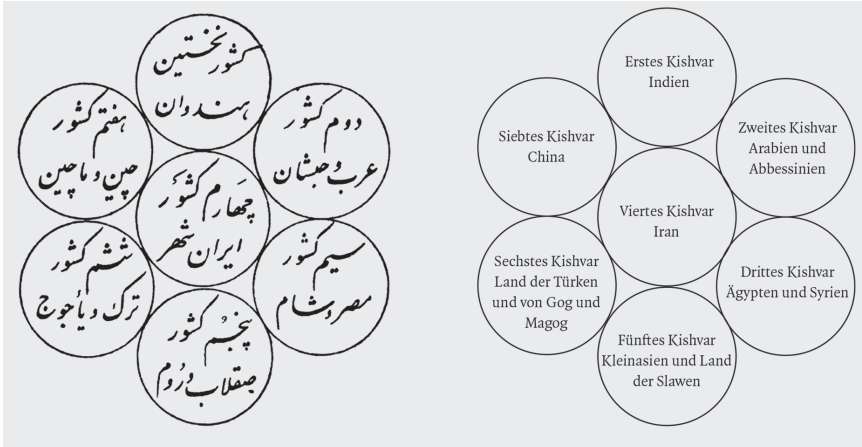


Diagramme der sieben Kishvars nach al-Biruni (gest. 1048 u. Z.)

Das persische Modell der Welt, das in Teilen der muslimischen Welt aufgegriffen wurde, rückt Iran ins Zentrum und ordnet diesem andere Regionen beziehungsweise Völker kreisförmig zu.

hundert überkommen. Es handelt sich um einen Satz von über zwanzig Bildern, die unter anderem dazu dienten, die Pilgerwege und Poststationen für die Verwaltung zu veranschaulichen. Die Zeichnungen sind je auf bestimmte Regionen beschränkt, die zusammengenommen das ›islamische Reich‹ in seiner Ausdehnung während des 10. Jahrhunderts erfassen. Anderes, wie Andalusien, das kein Teil des abbasidischen Kalifats war, blieb unberücksichtigt. Man hat vom ›Islam-Atlas‹ der Balkhi-Schule gesprochen, da der von Ptolemäus herrührende Anspruch aufgegeben war, die ganze bekannte Welt aufzuzeichnen; doch wird damit eher eine politische als eine religiöse Dimension akzentuiert. Zu den Kartenwerken der Schule fügte sich am Rande stets aber doch eine Weltkarte. In der Regel bildet der Ozean einen Kreis um die bewohnte Welt; als Meeresbuchten schieben sich von Osten der Indische Ozean und von Westen das Mittelmeer in die Ökumene vor.⁴⁴ Auch wenn hier die mathematische Lehre des Ptolemäus nicht angewandt wurde,⁴⁵ repräsentiert diese Karte bei allem Schematismus die trikontinentale Ökumene in der Wahrnehmung der geographischen ›Realität‹.

Wer also im globalhistorischen Interesse am mittelalterlichen Jahrtausend durch die kartographische Überlieferung besonders auf die Geschichte einer dreigeteilten Welt gelenkt wird, folgt keiner ausschließlich eurozentrischen Auffassung, sondern steht sowohl in lateinisch-christlicher als auch in musli-



Weltkarte in der Tradition der Balkhi-Schule von 1272

Nach der Lehre des Persers al-Balkhi (gest. 934) suchten islamische Gelehrte die Welt durch Karten zu repräsentieren. Die bewohnte Erdhalbkugel ist vom Ozean umgeben; auf der Karte nimmt Europa (rechts unten) nur ein kleines Dreieck ein und ist durch das Schwarze Meer von Asien getrennt. Im Mittelmeer sind die drei Inseln Zypern, Kreta und Sizilien stark hervorgehoben, während der gerade, nach Süden (hier oben) weisende Kanal den Nil darstellt, der Afrika teilt. Von Osten (hier von links) her schiebt sich der Indische Ozean ins Bild mit drei Inseln im Persischen Golf.

mischer Tradition. Lateinische Christen hatten mit den Muslimen auch die ergänzende Annahme von Bereichen der Erde gemein, die unbekannt oder von Menschen unbewohnt waren, die Imagination beschäftigten und in den jeweiligen Weltbildern nicht verloren gehen sollten. Hier könnte also der Gesichtspunkt für die erforschende Darstellung der mittelalterlichen Globalgeschichte liegen.

Die Idee wird von anderen wissenschaftlichen Einsichten gestützt. In einem zu Recht viel beachteten Buch hat der Oxfordener Archäologe Barry Cunliffe kürzlich die Geschichte Europas und Asiens als die Geschichte eines zehntausend Jahre alten Kontinents erzählt, dessen Achse der Steppenkorridor von der Großen Ungarischen Tiefebene bis zur Mandchurei bildete.⁴⁶ Der Kontinent «Eurasien» sei entstanden, als die ursprünglich gemeinsame Landmasse

der Erde (Pangäa) in zwei Teile zerfiel (vor ca. 200–150 Millionen Jahren) und sich die östliche von beiden, Laurasia, in die Afrikanische, Arabische, Indisch-Australische und eben Eurasische Platte aufspaltete. Allerdings bewegten sich diese vier Platten danach wieder auf sich zu und schoben durch ihren Zusammenprall Gebirgszüge in die Höhe, die sich einem ostwestlichen Verkehr in den Weg stellten.⁴⁷ Unbestreitbar ist indessen, dass Eurasien und Afrika geographisch zusammengehören, so dass die mittelalterlichen Kartenzeichner mit ihren verschiedenen Darstellungen der trikontinentalen Ökumene als Einheit das Richtige getroffen haben. Selbst das alte System der sogenannten ‹Seidenstraße› verbindet nicht nur Asien mit Europa; die Landwege liefen nämlich keineswegs von China nur bis Persepolis oder Bagdad, sondern auch auf Hafenstädte wie Barbarikon und Tyrus zu, die am Arabischen und Mittelmeer Brückenköpfe nach Afrika bildeten.⁴⁸

Auch die älteste Geschichte der Menschheit selbst bietet der mittelalterlichen Wahrnehmung und Darstellung einer dreigeteilten Welt und der darüber hinausgehenden Verbreitung menschlicher Siedlungen ein Fundament in der Sache. Nach dem überwältigenden Konsens der gegenwärtigen Forschung gilt als sicher, dass der ‹moderne Mensch›, der ‹homo sapiens sapiens›, ebenso wie seine hominiden Vorgänger, aus Afrika stammte und von hier aus auf verschiedenen Zweigen nach Europa und Asien migrierte.⁴⁹ Diese fundamentalen Wanderungen ereigneten sich in den letzten hunderttausend Jahren; bei ihnen wurden vor etwa der Hälfte dieser Zeit auf dem eiszeitlichen Kontinent Sahul auch Australien und Neuguinea erreicht.⁵⁰ Abgesehen vom hohen Alter dieser Besiedlung ist das deshalb wichtig, weil Sahul von seinem Nachbarkontinent Sunda mit Südostasien und Indonesien durch die Wasserstraße Wallacea getrennt war. Hatte der homo sapiens die Erde bisher trockenen Fußes erkunden können, so musste er hier mit Booten übersetzen. Als das Ende der Eiszeit um 13 000 v. u. Z. den Meeresspiegel steigen ließ, wurde Australien auch von Neuguinea sowie von Tasmanien im Süden getrennt. Seine archaische Bevölkerung (Aborigines) blieb seither bis in die Zeit der europäischen Entdeckungen isoliert, der Kontinent selbst unbekannt (dieses gilt selbstverständlich auch von Antarktika).⁵¹ Die Besiedlung der pazifischen Inselwelt schritt indessen seit etwa 3500 v. u. Z. von Taiwan aus voran und dauerte während des mittelalterlichen Jahrtausends noch an.⁵² Ähnlich wie mit Ozeanien verhält es sich mit den beiden Amerikas. Auch hier besteht Übereinkunft, dass die ersten Menschen von Asien herkamen, allerdings viel später als in Australien. Die wissenschaftlichen Datierungen schwanken; älteste Spuren stammen vielleicht aus etwa 10 500 v. u. Z.⁵³ Die ersten Kolonisten sind entweder über die Beringstraße zwischen

Sibirien und Alaska vor Ende der Eiszeit hinübergewandert oder haben von hier aus die Pazifikküste des Nordens mit Booten angesteuert.⁵⁴

Über all diese Wanderungen wussten die Christen und Muslime des Mittelalters nichts; von den Migranten Ozeaniens und Amerikas scheint keiner zurückgekehrt zu sein, um auf dem asiatischen Festland von ihren kühnen Fahrten über das weite Meer oder ihren Expeditionen im riesigen Amerika zu berichten. Oder sollte sich ihre Erfahrung auf verschütteten Wegen in den Imaginationen eines vierten Kontinents oder eines unzugänglichen, aber bewohnbaren Landes niedergeschlagen haben?

Bevor tatsächlich die Globalgeschichte des Mittelalters aus der Perspektive des christlich-muslimischen Westens untersucht und dargestellt wird, bedarf es indessen eines kritischen Vergleichs mit der Kartographie der asiatischen Gelehrten jener Zeit. Dabei ist vorab zu beachten, dass Asien der Begriff des Kontinents im westlichen Sinne fremd war; «Asien» selbst war eine europäische Erfindung.⁵⁵

Welches Angebot macht also seine Überlieferung? Aus dem alten Indien fehlen alte Karten fast völlig; das erste Zeugnis, eine Halbplastik des mythischen Kontinents Nandīśvaradvīpa, datiert erst von 1199/1200 u. Z.⁵⁶ Ersatzweise kann man aber eine kosmologische Handschrift aus Birma heranziehen, die in der British Library in London aufbewahrt wird. Sie stammt zwar erst aus dem späten 19. Jahrhundert, gilt aber als Repräsentation uralter indischer Weltauffassungen. Eine Papierseite aus der Rinde des Maulbeerbaums zeigt auf großem Format eine schematische Darstellung der Welt, die auf die verschiedenen Religionen Indiens zurückgeht (Hinduismus, Jainismus, Buddhismus).⁵⁷ Seit dem frühen Mittelalter war der Buddhismus nach Birma vorgedrungen, hatte offenbar aber auch die Verbreitung anderer religiöser Lehren aus seinem Mutterland (Vishnuismus, Shivaismus) begünstigt.⁵⁸

In einem Kreis von mehr als 41 Zentimetern Durchmesser befinden sich ihrerseits mehrere konzentrische Kreise, die einen gelben (goldenen) Kern umschließen. Dieser steht für den Berg Sumeru, der die Achse der Erde und des Universums bildet. Die Zirkel, die ihn umgeben, stellen, durch rote, orange-farbene, dunkel- und hellgrüne Farbgebung unterschieden, einen Wechsel von Bergen und Ozeanen dar. Zwischen dem äußersten und dem ihm nächstliegenden Kreis ist das Gewässer stark verbreitert, so dass im Zwischenraum zahlreiche andere graphische Elemente verschiedener Formen, Farben und Motive Platz finden konnten. Am auffälligsten sind vier Inseln (oder Kontinente: «dvīpas»)⁵⁹ mit jeweils einem Baum und Inschriften. Nur eine von ihnen zeigt in einem keilförmigen Rahmen auch eine menschliche Gestalt, nämlich einen



Birmesische Karte der Welt mit Kombination altindischer kosmologischer
und geographischer Vorstellungen

Nach indischer Tradition besteht die Welt aus einer Mehrzahl von Universen; den von Menschen besiedelten ›Welten‹ kommt kein Vorrang zu.

sitzenden Buddha in goldenem Gewand. Der ihm schattenspendende Baum heißt ›jambū; nach ihm wird die Insel oder der Kontinent ›Jambudīpa‹ (Pali; Sanskrit: ›Jambūdīpa‹), ›Rosen-Apfel-Insel‹, genannt. Der Kontinent kann für Indien stehen oder auch, wie hier, für Menschen unserer Art, denen eine entsprechende Gesichtsform zugeschrieben wird.

Während dem Londoner Bild eine eindeutige Orientierung fehlt, wird ›Jambudīpa‹ in anderen Überlieferungen dieses Kartentyps im Süden angeordnet. Die drei anderen Inseln weisen nach den übrigen Himmelsrichtungen. Dem Buddha gegenüber liegt (im Norden) der Kreis des Kontinents ›Uttarakuru‹, zwischen beiden der halbkreisförmige ›Pubbavideha‹ (im Osten) und der

rechteckige ›Aparagoyana‹ (im Westen). Obwohl diesen dreien keine menschliche Figur beigegeben ist, gelten sie als Länder mit menschlichen Wesen, deren Gesichter der Gestalt ihrer Kontinente entsprechen (also viereckig, rund, halbrund). Alle vier Inseln umgeben mehrere kleinere Inseln, die jeweils entsprechend geformt sind. Zwei besondere, orange und gelb kolorierte Kreise (linke Bildseite) dürften Sonne und Mond repräsentieren. Der äußerste Kreis wird ›Cakkavāla/Cakravāla‹ genannt und stellt einen eisernen Ring dar, der das Universum zusammenhalten sollte.

Die Karte aus Birma-Myanmar kombiniert zwei kosmologische Lehren aus Indien, die auch separat dargestellt werden.⁶⁰ Die eine, die man der brahmanisch-hinduistischen Tradition zurechnet, zeigt die Weltachse (Berg Meru) mit den vier symmetrisch verteilten Kontinenten in der Form einer Lotosblüte sowie mit dem äußersten Ring ›Cakkavāla‹. Die andere gilt ebenfalls als hinduistisch, wurde aber offenbar besonders von Jainas verbreitet und variiert. Sie besteht aus dem ›Jambūdīvīpa‹ in der Mitte und sieben konzentrisch angebrachten Kontinenten, die je von einem Ozean eingeschlossen sind. Zu den indischen Lehren über die Welt, denen durch schematische Karten dieser Art Ausdruck gegeben werden sollte, gehörten Einsichten wie die in eine Vielzahl von Universen, die je um eine eigene Achse angeordnet und von einer großen Fülle verschiedener Lebewesen, Geistern, Bodhisattvas (tugendhafte Wesen), Tieren und Pflanzen bewohnt seien. Nirgends aber war in ihnen, was bemerkenswert ist, der Bereich der Menschen besonders hervorgehoben.⁶¹ Dies entspricht allgemeinen anthropologischen Einsichten über Indien, wie sie vor 30 Jahren etwas essentialistisch formuliert wurden: «Tatsächlich gehört der Mensch zu den am stärksten in die Augen fallenden Zentralthemen des westlichen Denkens, und dieser Schwerpunkt scheint im indischen, speziell hinduistischen Denken bemerkenswerterweise zu fehlen. In Indien gibt es keine Tradition eines expliziten, ihn thematisierenden Nachdenkens über den Menschen als Menschen, keine Tradition von Versuchen, sein Wesen zu definieren und ihn von anderen Lebensformen abzuheben. Indien kennt nichts, was der westlichen Faszination vom Menschen als ›rationales Tier‹, als *animal rationale* bzw. *Homo sapiens*, vergleichbar wäre. Es kennt auch keine Betonung der Einheit der Spezies Mensch, keinen Begriff von einer einzigartigen Würde des Menschen, keine Proklamation von Menschenrechten, keinen menschlichen Herrschaftsanspruch über die Natur. Indien kennt ganz allgemein nichts, was der westlichen Tradition vergleichbar wäre, die ihre Wurzeln in altgriechischen und biblischen Quellen hat und über Renaissance und Aufklärung zum wachsenden Anthropozentrismus des modernen westlichen Denkens hinführt. In

keiner religiösen Tradition Indiens findet sich die Vermutung, der Mensch *allein* besitze eine unsterbliche Seele oder eine unwandelbare persönliche oder spirituelle Identität.»⁶²

Mit dem Buddhismus gelangten die indischen Lehren und Muster über China nach Korea und Japan.⁶³ In Japan hatte die einheimische Religion keine geographischen Karten hervorgebracht, sondern sich ganz auf die Vorstellung einer vertikalen Achse von Himmel, Erde und Unterwelt konzentriert. Mit dem Buddhismus drang die Lehre vom Berg «Sumeru» (japanisch: «Sumi» oder «Shumi») auf einer scheibenförmigen Erde und mit sieben Wasser- und Bergkreisen ein. Die älteste überlieferte japanische Weltkarte steht für einen besonderen Typ und wird «Karte der Fünf Indiens» («Gotenjiku zu») genannt.⁶⁴ Der Priester Jūkai hat sie 1364 u. Z. geschaffen; sie zeigt den «Rosen-Apfel-Kontinent» in der Gestalt eines auf den Kopf gestellten Eies, die moderne Betrachter an die geographische Form Indiens erinnert. Die Karte ist reich beschriftet und macht Berge, Flüsse, Städte und Länder kenntlich. Viele Ortsnamen verweisen auf den Bericht des chinesischen Mönchs Xuanzang, der Indien zwischen 629 und 645 bereiste. In Erinnerung an den frommen Pilger diente die Karte zur religiösen Erbauung und wird deshalb in Kopien in alten japanischen Tempeln bis heute aufbewahrt. Nach Auffassung der Forschung sollte die «Gotenjiku»-Karte zugleich das Ganze der von Menschen bewohnten Welt darstellen; allerdings war Japan am rechten (nordöstlichen) Rand außerhalb der Umfangslinien appliziert.

Im Allgemeinen wird angenommen, dass die «Gotenjiku»-Karte chinesische Vorbilder hatte, auch wenn diese Herkunft durch kein Zeugnis belegt werden kann; gegen die herrschende Lehre spricht auch, dass China auf der Karte am östlichen Ende sehr bescheiden vermerkt ist (von gleicher Dimension wie Nepal und Tibet). Vielleicht hat deshalb ein Professor der Columbia University in New York Recht, der eine koreanische Erfindung geltend macht. Der erste schriftliche Hinweis (von 1154) auf diesen Kartentyp scheint jedenfalls aus Korea zu stammen.⁶⁵ Korea zeichnet sich im Übrigen durch eine reiche, anderthalb Jahrtausende währende Produktion von geographischen Karten aus, die das meerbetonte Land mit seinen Küstenlinien, Flüssen und Bergen «natürlich» erfassen sollte. Das Interesse dieser Kartographen beschränkte sich nicht einmal auf die eigene Heimat, sondern schloss die Nachbarländer und sogar die weiter entfernte Welt ein.⁶⁶ Als 1392 die Koryŏ-Dynastie durch den Militär Yi Sänggye abgelöst wurde, setzte sofort eine neo-konfuzianische Reform ein. In diesen Kontext gehört eine Weltkarte von 1402, die älteste ihrer Art in ganz Ostasien.⁶⁷ Die «Karte der eingeschlossenen Länder und Regionen historischer

Reiche und Hauptstädte» (‹Honil kangni yöktae kukto chi to›), von der es noch drei Kopien in Japan gibt, beruhte auf chinesischen (Regional-)Karten und zeigt klare Grenzlinien Afrikas und der Arabischen Halbinsel sowie Europa immerhin in Umrissen. Die um die einhundert Namen, die diesem eingeschrieben sind, harren noch der wissenschaftlichen Untersuchung.

Aus China selbst sind aus der Zeit vor dem 17. Jahrhundert keine Weltkarten oder kosmologischen Diagramme überliefert; vermutlich hat es diese auch gar nicht gegeben. Chinas Selbstauffassung ›aller, die unter dem Himmel‹ (‹tianxia›) leben, dürfte ebenso wie die weitgehende geographische Isolation der chinesischen Kultur dazu beigetragen haben, dass sich die Kosmographen des Landes kaum für eine Darstellung der ›ganzen‹ (oder: anderen) Welt interessierten.⁶⁸

Wie die Kartenüberlieferung aus Asien zeigt, kannte das Mittelalter auch hier eine Pluralität von Kontinenten, die von Menschen bewohnt waren und neben unerschlossenen ›Inseln‹ standen. Die Prominenz anderer Geschöpfe als Bewohner der Erde unterscheidet die asiatische Überlieferung hingegen signifikant von der westlichen der Christen und Muslime. Eine Globalgeschichte auf dieser Grundlage könnte sich kaum auf die Menschenwelt beschränken, sondern müsste eine Geschichte der Geschöpfe der Welt sein.

In der folgenden untersuchenden Darstellung rückt also die Menschenwelt der drei Kontinente in den Vordergrund; sie bildete schon in der mediterranen Antike eine gedachte Einheit und kann als ›trikontinentale Ökumene‹ oder ›Eufrasien‹ bezeichnet werden.⁶⁹ Gleiche Aufmerksamkeit gilt den menschlichen Welten in den anderen bewohnten Zonen der Erde, den ›realen‹ Entsprechungen der von den Kartographen imaginierten Fremde.

II.

DIE WIRKLICHKEITEN DER FREMDE

Die beiden Amerikas

Amerika war während des sogenannten Mittelalters eine Welt für sich.¹ Geologisch gesehen handelt es sich bei Nord- und Südamerika um zwei Kontinente, die erst die Bildung des Isthmus von Panama vor rund 3 Millionen Jahren geographisch vereinigt hat.² Allerdings ist der Doppelkontinent geographisch nach außen nicht so klar abgrenzbar, wie seine Trennung von Asien durch den Pazifik und von Europa und Afrika durch den Atlantik suggeriert; im Norden scheiden ihn nämlich nur schmale Wasserbecken von seinen Nachbarn. Die Beringstraße zum asiatischen Westen ist etwa 82 Kilometer breit; dies entspricht nur der Länge des modernen Panamakanals. Im Pleistozän, zwischen 13 000 und 10 000 v. u. Z. oder früher, konnte die Beringstraße sogar zu Fuß überquert werden. Ebenfalls im amerikanischen Norden sind der arktischen Festlandsküste viele Inseln vorgelagert; über sie konnte man nach Grönland gelangen, allerdings nirgends ohne eine Überquerung von Meeresarmen.³ Während des Mittelalters geriet Grönland erstmals in die Reichweite europäischer Siedler, aber die ›Dänemarkstraße‹ nach Island bemaß sich doch auf fast 300 Kilometer. Dagegen betrug der Abstand zwischen dem amerikanischen Ellesmere Island und Grönland nur rund 30 Kilometer.⁴ Geographisch und geologisch gesehen gehört die ›grüne Insel‹ eindeutig zu Amerika statt zu Europa. Im Süden werden die Großen und Kleinen Antillen zu Amerika gerechnet; Kuba ist jedoch von Florida einerseits und der mittelamerikanischen Halbinsel Yucatán andererseits durch Wasserstraßen von 100 bis 200 Kilometern Breite getrennt.

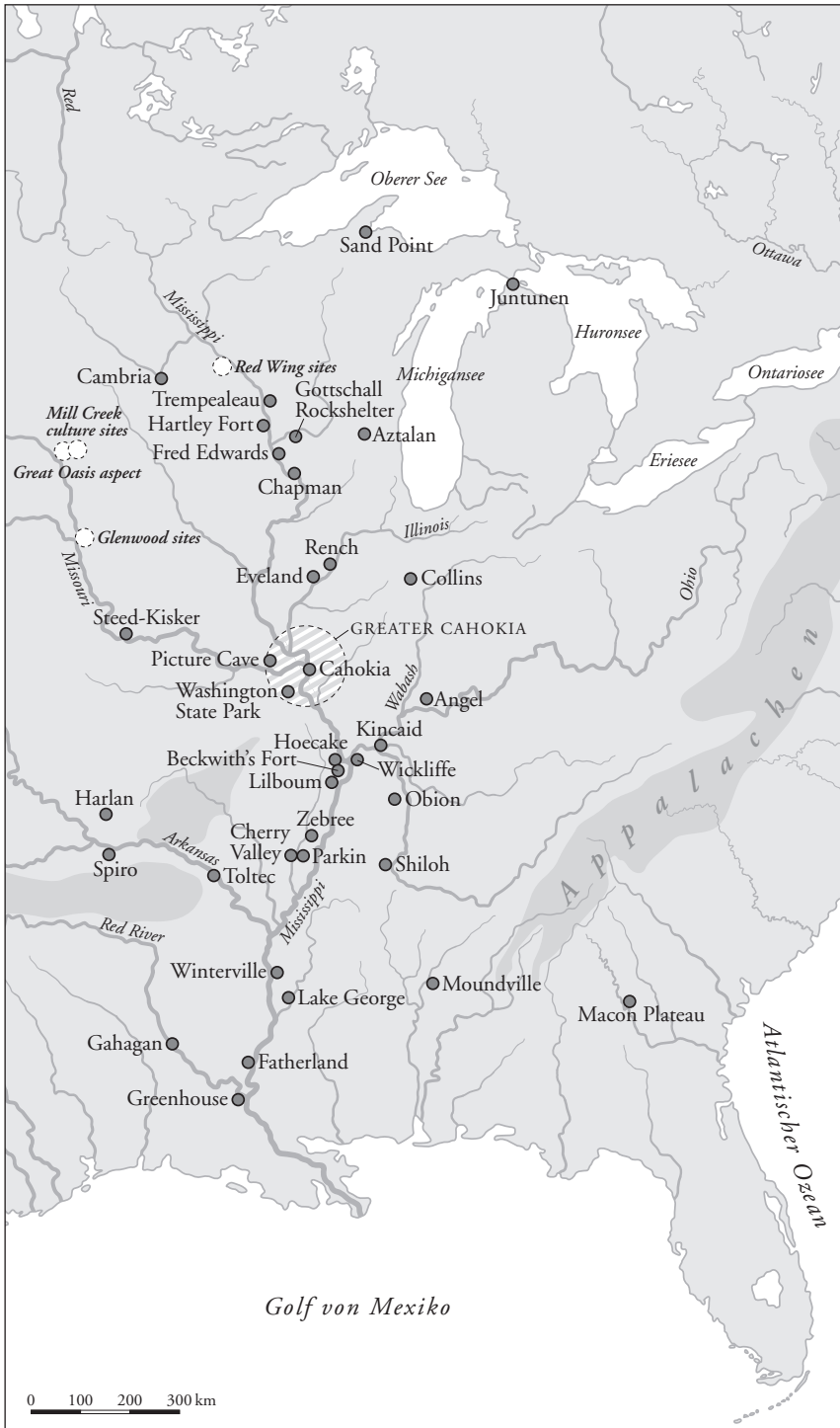
Die ersten Siedler von Asien her drangen zunächst von Norden nach Süden, später in der Arktis auch von Westen nach Osten vor. Umstritten sind neben dem absoluten Beginn auch die Dauer beziehungsweise der Rhythmus der Immigrationen. Als älteste Spuren menschlicher Siedler gelten Funde aus Monte Verde im südlichen Chile.⁵ Hierhin und nach Südamerika überhaupt kamen die ersten Kolonisten offenbar von der pazifischen Küste aus, denn die Popu-

lationen in den Anden sind mit denen in Mittelamerika genetisch eng verwandt.⁶ Die Karibik wurde von Mittel-, aber auch von Südamerika aus erfasst.⁷ Danach stießen die Pioniere von den Anden und den karibischen Inseln nach Amazonien und den östlichen Landmassen überhaupt vor; Keramikfunde in der Umgebung des heutigen Rio de Janeiro stammen aus der Zeit um Christi Geburt.⁸ Oft diskutiert, aber letztlich immer verworfen wurde eine Einwanderung amerikanischer Ureinwohner von Melanesien, Polynesien, Australien, Afrika, China oder dem Mittleren Osten aus; dafür gibt es nämlich ebenso wenig einen Beweis im menschlichen Erbgut, wie für eine Migration von ›Native Americans‹ in die pazifische Inselwelt.⁹ Sehr viel später, im 13. Jahrhundert u. Z., dürften allerdings polynesishe Segler die Süßkartoffel und vielleicht auch den Flaschenkürbis von Südamerika in ihre Heimat eingeführt haben.¹⁰

Wie die nord-südlichen Vorstöße sibirischer Menschen Hunderte von Generationen vorher, erfasste eine west-östliche Einwanderung von Asien aus die amerikanische Arktis erstmals um 3000 v. u. Z.;¹¹ etwas später griff sie bis nach Grönland aus.¹² In gleichen Etappen drang die ›Thule-Migration‹ von Inuit während des ersten nachchristlichen Jahrtausends vor.¹³ Sie führte vielleicht auch zur ersten Begegnung von ›Amerikanern‹ und ›Europäern‹; denn als die Wikinger um 1000 in Grönland anlangten, könnten sie auf Paläoeskimos sowie auf Inuit gestoßen sein.¹⁴ Kurz darauf siedelten sich die Skandinavier auch in Vinland (Neufundland) an, wurden hier aber schon nach einem Jahrzehnt von den Ureinwohnern wieder vertrieben.¹⁵

Bis weit in die Moderne hinein waren für Aufbau und Pflege weiter Beziehungsnetze brauchbare Wege zu Wasser und zu Lande entscheidend. Im Unterschied zur arktischen Region im äußersten Norden sahen sich die südlicher lebenden ›Amerikaner‹ bei der Erschließung ihres Doppelkontinents auf eine Fortbewegung zu Lande verwiesen. Begegnung, Kommunikation und Austausch wurden durch einen fast völligen Mangel an Zug- und Lasttieren (Pferde, Ochsen, Esel, Kamele) erschwert. Das Rad war zwar bekannt, nicht aber der Wagen. Erhebliche Entfernungen zwischen den Siedlungsarealen und geologische Verwerfungen bedingten meist eine isolierte Lebensführung kleinerer oder mittelgroßer Gruppen. Die Amerikas stellen sich als eine Großregion von vielen ›Welten‹ mit eigenen Sprachen und kulturellen Eigenheiten dar.

Der Ungunst der Verhältnisse haben nur wenige Völker getrotzt. Im süd-amerikanischen Andengebiet konnten für den Transport leichterer Lasten Lamas eingesetzt werden; Karawanen mit diesen Tieren, die die Ökonomien der Hochebenen und die pazifischen Küstenregionen miteinander verbanden, soll es schon um 2000 v. u. Z. gegeben haben.¹⁶ In die gleiche Zeit wird auch



die älteste Stadt Amerikas an der Küste Perus datiert, die Caral heißt.¹⁷ Während des frühen Mittelalters errichteten zwei Erobererstaaten in den Hochländern von Peru und Bolivien ein Transport- und Fernhandelsmonopol;¹⁸ sie zeichneten damit den Inka ihren Weg vor, die um 1400 u. Z. von der Stadt Cuzco aus ihr Reich geradezu durch ein Straßensystem von mindestens 24 000 Kilometern regierten.¹⁹ Abgesehen von dieser weitläufigen und bestens ausgebauten Verkehrsinfrastruktur im Andengebiet ist auch im Chaco Canyon im heutigen US-amerikanischen Bundesstaat New Mexico eine planmäßige Anlage von Landstraßen nachgewiesen. Diese wird in die Zeit zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert eingeordnet, griff auch in die Seitentäler des Trockentals aus und umfasste nach heutigem Ermittlungsstand mehr als 300 Kilometer. Allerdings ist umstritten, ob diese schnurgeraden Wege, die Höhenunterschiede durch Treppen überwand und bis zu zehn Metern breit sein konnten, überhaupt einem Warentransport oder nicht eher kultischen Zwecken dienen sollten.²⁰ Weniger gut bekannt als die Straßen der Inka und des Chaco Canyons sind die Landstraßen in Mittelamerika; archäologische Spuren finden sich besonders im Maya-Tiefland.²¹ Die längste dieser ‚Sakbe‘ genannten Straßen erstreckt sich über einhundert Kilometer; ähnlich wie im Chaco Canyon ist sie auffällig gerade ausgezogen und ebenfalls rund zehn Meter breit. Deshalb spricht man analog zu der nordamerikanischen Anlage von einer ‚Prozessionsstraße‘.²²

Was den Verkehr zu Wasser betrifft, so hat der Mississippi mit seinen Nebenflüssen im östlichen Nordamerika ein bedeutendes Kommunikationsgeflecht gebildet; seit ca. 900 u. Z. wurde dies auch für größere Bevölkerungsverschiebungen genutzt.²³ Im 11. und 12. Jahrhundert stellte Cahokia das größte, weit ausstrahlende Zentrum im American Bottom dar.²⁴ Von hier gingen Verbindungen zur mexikanischen Golfküste einerseits, zum großen Seengebiet und nach Wisconsin im Norden, den Appalachen im Osten und den Ouachita Mountains im Westen andererseits.²⁵ Allerdings lässt sich eine Flussschifffahrt nach dem Stand der Forschung bisher nur erschließen.²⁶ In Mesoamerika führte eine Reihe von verkehrsgünstigen Gewässern ins Landesinnere; sogar der Transport von schweren Gütern (Basaltblöcken) lässt sich nachweisen,²⁷ aber die Bedeutung dieser Flüsse wird von anderen Forschern auch bestritten.²⁸

Cahokia als Zentrum der Mississippi-Kultur

Der Mississippi mit seinen Nebenflüssen war im mittelalterlichen Jahrtausend eine wichtige Verkehrsachse Nordamerikas. Das urbane Zentrum Cahokia wurde im 11./12. Jahrhundert die größte Stadt des American Bottom.

Wichtiger und gut bezeugt ist der Kanu-Verkehr entlang der mexikanischen Golfküste und um die Halbinsel Yucatán, der sich seit dem Postclassicum (ca. 950–1159) verdichtete.²⁹ Vom Wasser her kann an der Pazifikküste auch die Athapaskan-Sprache verbreitet worden sein.³⁰

Zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika hat es vermutlich sporadische Berührungen gegeben; ein zwingender örtlicher oder zeitlicher Nachweis ist bisher aber nicht geführt worden. Der Maisanbau, der zuerst wohl in Mesoamerika oder/und in Ecuador entwickelt wurde, erreichte nach allgemeiner Annahme den Norden als Exportgut³¹; ob die Kanus der mittelamerikanischen Siedler den Mississippi hinauffuhren, um Waren zu tauschen, lässt sich allerdings nicht ermitteln. Vielfach angenommen, aber unbeweisbar ist auch ein historischer Zusammenhang zwischen den rätselhaften Erdhügeln (‹mounds›) in Nordamerika und den Stein-Pyramiden Mesoamerikas.

a) Der Norden

Für den Norden werden im Hinblick auf die ‹Native Americans› zehn Kulturareale unterschieden, die durch besondere geographische und klimatische Verhältnisse sowie eigene kulturelle Traditionen bestimmter Menschengruppen gekennzeichnet sein sollen; der oft große Abstand zwischen den Siedlungsinseln spricht hier vielleicht mehr als anderswo für eine Grenzziehung zwischen ‹Kulturen›. Die maßgeblichen archäologischen und sprachgeschichtlichen Befunde, die manchmal durch retrospektive Aufzeichnungen der Kolonisationsperiode ergänzt werden, lassen für das mittelalterliche Jahrtausend nur selten Rückschlüsse auf annähernd datierbare Wandlungsprozesse oder gar Ereignisse zu.³² Ausgenommen davon waren die Arktis, der Südwesten sowie der mittlere Osten.

Die nordamerikanisch-arktische Zone bildete während der ganzen Periode gewiss einen eigenen Kulturkreis. Die Paläoeskimos jagten ländliche und marine Säugetiere (wohl aber noch nicht Wale und Walrösser), sie bekleideten sich mit Tierhäuten und nutzten kajakartige Boote; vermutlich verfügten sie aber noch nicht über größere Boote und Schlitten. Ihre Migration beruhte deshalb vor allem auf Fußmärschen.³³ Die auf sie folgenden Inuit, Träger der Thule-Kultur, haben sich weiterentwickelt; sie wohnten in halbunterirdischen Häusern und benutzten große, offene Boote aus Häuten (‹umiaks›) sowie später auch Hundeschlitten. Die Jagd erstreckte sich jetzt auch auf große Meeressäuger, ferner auf Robben, Fische, Landsäuger und Vögel. Ihre Handelsbezie-

hungen und sonstigen Kontakte erfassten den arktischen Raum; Konflikte mit ihren Nachbarn trugen sie vielleicht schon kriegerisch aus.³⁴

Im Südwesten, in den Gebieten der heutigen Bundesstaaten Utah und Arizona, siedelten seit vorchristlicher Zeit (mindestens seit 400) die «Korbmacher». Sie verwendeten zunächst noch keine Keramik, flochten aber Körbe in einer bestimmten Wulsttechnik; im trockenen Klima der Region haben sich Überreste gut erhalten.³⁵ Die «Basketmaker» bauten schon Mais an, den sie nach der Ernte in steinverkleideten Vorratsgruben lagerten; sie kannten Kürbis und Zucchini und gingen mit Speerschleudern auf die Jagd. Seit etwa 100 u. Z. wohnten sie in «Grubenhäusern», rund drei Jahrhunderte darauf übernahmen sie auch die Keramiktechnik. Skelettfunde mit Kopfverletzungen sowie Bestattungen ganz ohne Köpfe lassen auf gewaltsame Auseinandersetzungen schließen.

Um 700 u. Z. treten die «Ancestral Puebloans» in Erscheinung; wie die «Korbmacher» lebten sie erst in Häusern, die in die Erde eingegraben waren.³⁶ Ihr kulturelles Netzwerk hatte auf dem Colorado-Plateau sein Zentrum und verband Hunderte von Siedlungen in der «Four Corners Region» der Vereinigten Staaten (Utah, Arizona, New Mexico, Colorado) miteinander; Chaco Canyon war eines ihrer Schwerpunkte.³⁷ Der Name der Population ist vom Spanischen «pueblo», also aus dem Wortschatz der neuzeitlichen Eroberer³⁸, entlehnt und bezieht sich auf die auffällige Wohnform der Eingeborenen in Dörfern. Gebräuchlich ist auch die Bezeichnung «Anasazi», die spätere Mitbewohner des Landes, die Navajo, benutzten und «Vorfahren unserer Feinde» bedeutet.³⁹

In den beiden ersten Pueblo-Perioden (bis 1130) nahm die Bevölkerung stark zu, bedingt wohl durch ergiebige und gleichmäßige Regenfälle, die die Landwirtschaft gedeihen ließen; auch an Immigrationen anderer Gruppen ist zu denken, zumal die Vorratshaltung in Töpferware eine weitsichtige Versorgung erlaubte. Wichtigste Lebensmittel waren wiederum Mais und Kürbis, daneben Bohnen und Sonnenblumen. Während des «Goldenen Zeitalters» zwischen etwa 900 und 1130 u. Z. erhöhten sich die Erträge des Bodens und die Dichte der Bevölkerung noch einmal; zur Tierzucht gehörte der Truthahn. Offenbar pflegten die «Anasazi» auch Fernhandel und entwickelten von Ort zu Ort besondere Architekturformen. Statt halbunterirdischer Erdhütten bezogen sie jetzt freistehende Wohnhäuser. Die «Pueblos» waren planmäßig angelegte Häuserkomplexe aus Stein oder Lehmziegeln, die teilweise Hunderte oder gar Tausende von Menschen beherbergen konnten. Die größten Gebäude umfassten 200, manche sogar bis zu 700 Zimmer. Für aufwändige Architektur wurde Holz benötigt, das vor Ort meist mangelte und über größere Entfernungen (durch menschliche Lastenträger) herangeschafft werden musste. Die Ausdeh-

nung der Beziehungen durch Handel oder Geschenkaustausch sowie den Luxus und Reichtum vor Ort belegen Funde von Musikinstrumenten, Edelsteinen, fremden Keramiken und Ritualgerätschaften, mindestens in den vornehmsten Häusern. Alle Räume und Häuser waren auf «kivas», offene Plätze, ausgerichtet, die vermutlich zu kultischen Handlungen dienten. Das größte bekannte Bauwerk ist «Pueblo Bonito» im Chaco Canyon; es hatte etwa 800 Räume mit über 30 Kivas.⁴⁰ Die Nutzung ist mit der Zeitspanne von 823 bis 1126 genau datiert.⁴¹ Vielleicht diente die Anlage aber gar nicht als ständiger Wohnsitz, sondern nur zu periodischen religiösen Ritualen, zu denen die Menschen über das weitverzweigte Straßensystem als Pilger heranzogen. Um den Zeremonien Glanz zu verleihen, verwandte man Türkise, die wie «Macaws» (Papageien) und Meeresmuscheln von weither eingeführt worden sein müssen. Die schriftlose Kultur artikuliert sich im Gelände von Pueblo Bonito durch Petroglyphe, also Felsritzungen, die mit Bezügen auf die Gestirne, besonders den Sonnenzyklus, astronomische Einblicke erkennen lassen.

Um 1130 erfasste ein tiefgreifender Klimawandel mit einer dreihundertjährigen «Großen Dürre» Nordamerika. Von den Auswirkungen blieb die Pueblo-Kultur nicht verschont; der Fernhandel scheint zurückgegangen zu sein, während sich die Bauern durch Entwicklung neuer Bewässerungstechniken mit Dammbau und Terrassierung zu behelfen versuchten. Trotzdem wurden vormals fruchtbare Gebiete in Kalifornien, Nevada, Utah und Colorado zu Wüsten oder Trockensteppen. Andererseits bedrängten nachrückende Gruppen der Nachbarregionen die Eingessenen. Vielleicht hängt damit auch die vermehrte Nutzung von Felswohnungen zusammen, die nur über riskante Klettertouren oder Seilschaften zu erreichen waren. Natürliche Felsüberhänge, die Schutz boten, wurden bevorzugt («Cliff Dwellings»)⁴² Menschliche Überreste im Boden aus dieser Zeit weisen nicht nur auf innere oder äußere Konflikte, sondern sogar auf Kannibalismus hin. Seit etwa 1270 u. Z. verließen die Ancestral Puebloans ihre Siedlungen und zogen zum Rio Grande, in die Sierra Madre del Norte oder auf die Black Mesa. Ihre Nachkommen oder mindestens Tradenten ihrer Kultur leben indessen noch heute in Arizona und New Mexico.

In denselben Regionen haben sich zwischen 200/300 bis zum Auftreten der Spanier um 1540 auch die verwandten Mogollon- und Hohokam-Traditionen entfaltet; allerdings wurden kultureller Austausch und kulturelle Sonderung im Südwesten durch natürliche Barrieren – Flüsse und Gebirge, besonders den Grand Canyon – sowie verschiedene Klimazonen beeinflusst.⁴³ Bemerkenswert ist die hoch entwickelte Landwirtschaft mit künstlichen Bewässerungssystemen und einem breiten Ensemble von Kulturpflanzen; teilweise scheinen diese

aus Mexiko eingeführt worden zu sein (neben Mais, Bohnen und Kürbis u. a. Baumwolle, teilweise auch Gerste und Amarant). Neuerdings wurde im Gebiet der Hohokam (mittleres und südliches Arizona) entdeckt, dass nicht nur Siedlungen sowie Felder in der Umgebung der Dörfer benutzt wurden; besondere, abgelegene Plätze wurden anscheinend nämlich für spezialisierte Tätigkeiten aufgesucht. Es könnte sich also um eine teilweise schon arbeitsteilige Gesellschaft gehandelt haben. Auffällig sind größere Platzanlagen innerhalb der Siedlungen; für sie hat man in der Forschung auf das aus Mexiko bekannte Ballspiel geschlossen, diese Vermutung teilweise aber wieder verworfen. Die Hohokam errichteten Erdhügel mit Plattformen, die ebenfalls an mexikanische Analogien erinnern. Vor etwa 1100 siedelten sie vorwiegend im Bewässerungsgebiet des Salt Rivers, verschoben aber bis um 1450 ihre Kanalsysteme an den Gila River. Nach offenbar klimatisch bedingten Umsiedlungen im 12. Jahrhundert hatte die Hohokam-Tradition zwischen 1350 und 1375 ihre Vitalität verloren; gegen Ende des «Mittelalters» kehrten die Menschen indessen wieder an den Salt River zurück. Anscheinend wurden die Angehörigen der Hohokam dabei dominiert oder aufgesogen durch die Stämme der Pima oder O'Odham, die jenen auch den Namen gaben;⁴⁴ denn «Hohokam» bedeutet etwa «diejenige, die verschwunden» oder «aufgebraucht» sind. Mit den Hohokam und Pima in näherem Austausch standen die Angehörigen der sogenannten Patayan-Kultur, die zwischen ca. 700 und 1550 entlang des Colorado-Flusses von der Gegend um die heutige Stadt Kingman (Arizona) bis zum Grand Canyon identifizierbar sind.⁴⁵ Die Patayan bauten keine großen Gebäude, waren aber als Händler, Jäger und Sammler mobil; für ihre Landwirtschaft entwickelten sie wiederum eine künstliche Irrigation (Bewässerung).

Im Osten Nordamerikas sind die Gesellschaften der Ureinwohner vor allem durch Erdhügel («mounds») gekennzeichnet, die über einen Zeitraum von 5000 Jahren errichtet wurden; die älteste Stätte dieser Art ist Watson Brake in Louisiana. Sie besteht aus elf Erhebungen und wird auf ein Alter von etwa 5400 Jahren geschätzt (d. h. entstanden ca. 3400 v. u. Z.).⁴⁶ Diese «mounds» wurden wohl als Grabstätten und zu kultischen Handlungen gebaut. In die Zeit des Mittelalters hinein ragt die «Woodland-Kultur», seit ca. 1000 v. u. Z. bis ca. 1000 u. Z., vom Oberlauf des Mississippi bis zur südlichen Atlantikküste von Florida.⁴⁷ Abgesehen von den Erdhügeln waren hier Keramikgebrauch und Ackerbau verbreitet, obgleich die nomadische Lebensweise von Jägern und Sammlern weiter praktiziert wurde. In der Mittleren Woodland-Periode (200 v. u. Z. – 400 u. Z.), also parallel zur europäischen Periode der «Antike», ist der Anbau von Mais nachweisbar.

Etwa zur selben Zeit entfaltete sich im Ohio- und Mississippi-Tal die ›Hopewell-Tradition‹; die Wissenschaftler bezeichnen damit weniger eine besondere Kultur oder gar einen geschlossenen Herrschaftsraum als eine weitausgreifende Interaktionssphäre von Austausch (›Hopewell exchange system‹).⁴⁸ Unter den Handelsgütern, die aus dem ganzen Gebiet der heutigen USA zusammenkamen, befanden sich Muscheln aus dem Golf von Mexiko, Glimmer aus North Carolina, fossile Haizähne von der Chesapeake Bay, Kupfer aus Michigan und von der Keweenaw-Halbinsel sowie Obsidian vom Yellowstone. Aus diesen und anderen Materialien schufen die Hopewell-Menschen eine Fülle von Kleinkunstwerken, die meist in Gräbern gefunden wurden. Berühmt ist die ausgeschnittene ›Mica hand‹ (Glimmerhand) von Ross County (Ohio); sie misst etwa 30 Zentimeter in der Länge und 15 Zentimeter in der Breite und war wohl zum Vorzeigen in der Öffentlichkeit geschaffen worden. Mannigfach erhalten sind auch Pfeifen in der Gestalt von Vögeln und Ottern sowie andere Statuetten. Seit etwa 200 u. Z. scheint der Fernhandel zurückgegangen zu sein, dafür nahm der Ackerbau weiter zu. Neben Mais, der jetzt überall verbreitet war, wurde zunehmend Tabak angebaut. In der Späten Woodland-Periode bis etwa 700 entstanden am oberen Mississippi zwischen Prärien und Seengebiet gigantische figürliche Mounds (›effigy mounds‹) in Tierform; nachgebildet wurden auf diese Weise Vögel, Bären, Panther, Reptilien, also Eidechsen und Schlangen, vereinzelt sogar Menschen. Über die Funktion dieser ›mounds‹ (Erdformationen) diskutiert die Wissenschaft noch. Um 500 liefen die Produktion der Kleinkunst und die Errichtung der Hügel aus; Palisadenwälle und Gräben deuten auf kriegerische Ereignisse als historische Zäsuren hin. Aus dem Norden eingewanderte Gruppen scheinen die Begräbnisstätten der Hopewell-Tradition aber übernommen zu haben; erst um 1650 riss diese endgültig ab, als Irokesen mit holländischen Gewehren die Region eroberten.

Aus der ›Woodland-Kultur‹ abgeleitet wird die ›Mississippi-Kultur‹ im American Bottom und überhaupt im südöstlichen und mittleren Nordamerika (ca. 1000–1500 u. Z.).⁴⁹ Gekennzeichnet ist sie durch territoriale Abgrenzungen mit Verteidigungswällen und unterschiedliche Siedlungsformen: Dörfer, Weiler und Städte. Größtes städtisches Zentrum war Cahokia am mittleren Lauf des Mississippi (seit 1050/1100); die Metropole erreichte Ende des 12. Jahrhunderts den Höhepunkt ihrer Bedeutung, brach aber schon im 13. Jahrhundert ein. In den Ruinen der Stadt erhebt sich der Monk's Mound, die größte Erdpyramide Nordamerikas (heutige Basis: 220 × 170 Meter, Höhe bis zu 30 Metern, 700 000 Kubikmeter Erde; ursprünglich wohl noch gewaltiger).⁵⁰ Die oberste Plattform dürfte zeremoniell, tiefergelegene Terrassen werden auch

für herrschaftliche Gebäude genutzt worden sein. Umgeben war der nach späteren Mönchssiedlern benannte künstliche Berg von mindestens 60 kleineren Erdhügeln; das Vorbild des Monk's Mound scheint indessen durch Kolonienbildung oder Nachahmung weithin ausgestrahlt zu haben (‹Mississippianisierung›). Cahokias Netzwerk des Handels war natürlich vor allem durch die Lage der Stadt am Fluss begünstigt. Obwohl Formen zentralisierender Herrschaft anzunehmen sind, spricht die Forschung lieber von einem ‹Häuptlingstum› als von einem ‹Staat›.⁵¹ Untergegangen ist die Mississippi-Kultur im 15. und 16. Jahrhundert; verantwortlich waren zunächst wohl eine verfehlte Nutzung der Natur (Waldrodung, exzessive Jagd), dann aber die Invasion der Europäer, also gewaltsame Unterwerfung und eingeschleppte Krankheiten (seit 1528).

Aufs Ganze gesehen, bildete Nordamerika während der Zeit des ‹Mittelalters› keine Einheit; obwohl gelegentliche Beziehungen des Austauschs und immer wieder Migrationen von Gruppen anzunehmen sind⁵², haben die ‹Indianer› weder ein alle einschließendes Gemeinschaftsbewusstsein entwickelt noch ihrem Lebensraum eine Gesamtbezeichnung gegeben.⁵³ Im Vordergrund der kulturellen Leistungen standen immer noch die Erschließung des riesigen Landes und die Festsetzung der Menschen von Ort zu Ort, nicht die innerkontinentale, geschweige denn globale Vernetzung.

b) Mesoamerika

Ein Raum, dem erheblich größere Kohärenz zugeschrieben wird, war ‹Mesoamerika›; damit wird eine Kulturregion bezeichnet, die die südlichen zwei Drittel des modernen Mexiko, ferner zur Gänze die staatlichen Räume von Belize, Guatemala und El Salvador sowie den Westen und Süden von Honduras, Nicaragua und Costa Rica umfasst haben soll.⁵⁴ Um welche Dimension es sich handelt, zeigt der Vergleich mit Deutschland, Frankreich und Großbritannien; diese drei Staaten der Gegenwart erreichen nämlich nicht einmal zusammen genommen den gleichen Umfang. Das mittelalterliche Jahrtausend hatte chronologisch gesehen Anteil an der mesoamerikanischen ‹klassischen Periode› (ca. 250 bis 900) und umschloss das folgende ‹Postclassicum› bis zur spanischen Eroberung des Aztekenreiches (1521). Das Schlüsselereignis war hier aber schon der Übergang von der ländlichen Siedlungsweise in autonomen und gleichrangigen, durch Handel verbundenen Dörfern zu städtischen Gesellschaften mit überlokalen Herrschaften (ca. 1200 bis ca. 500 v. u. Z.) gewesen.⁵⁵ Mesoamerika unterschied sich also von seinem Nachbarn im Norden durch

eine fortschreitende Differenzierung der Lebensweisen und eine Hierarchisierung politischer Ordnung. Mit der selbstständigen frühen Ausbildung städtischer Machtzentren trat es, wie einige Historiker euphorisch schrieben, berühmten alten Kulturen zur Seite;⁵⁶ andere Gelehrte urteilen nüchterner.⁵⁷

Typologischer Ausgangspunkt waren jedenfalls Häuptlingsherrschaften; sie hatten in größeren Dörfern mit pyramidalen Tempelanlagen ihren Mittelpunkt und waren durch eine Reihe kleinerer, abhängiger Siedlungen umgeben. Den Ansatz staatlicher Strukturen markieren dann aufwändige öffentliche Bauten, die von den Regierungen arbeitsteilig organisiert waren; dazu kamen eigene Heere oder die Anwerbung von Söldnern sowie vielleicht auch die Erhebung von Steuern.⁵⁸ Ein Königtum legitimierte sich durch die Verehrung seiner Ahnen und repräsentierte durch Paläste. Die Staaten erster Generation entstanden zwischen 200 v. u. Z. und 100 u. Z. und verteilten sich über das Becken von Mexiko und das Tal von Oaxaca bis zum Becken von Chiapas.⁵⁹

Bedeutendster Stadtstaat des frühen Classicums war Teotihuacán, hervorgetreten seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert. Sein Aufstieg zur größten städtischen Zentrale des Alten Amerika mit 150 000 bis 200 000 Menschen zur Zeit seiner größten Blüte dürfte auch dadurch bedingt gewesen sein, dass schon früh Menschen aus weit entfernten Gebieten gewaltsam im Stadtgebiet angesiedelt wurden. Das etwa zwanzig Quadratkilometer große Areal war durch eine zentrale Straßenachse von drei Kilometern Länge, der sogenannten «Straße der Toten», bestimmt, die eine Ost-West-Straße kreuzte.⁶⁰ Am Nordende der Magistrale wurden Pyramiden errichtet, die der Verehrung von Sonne und Mond gewidmet waren: «Die gesamte Anlage Teotihuacáns lässt eine gezielte Planung erkennen, und das Volumen an Bauleistungen deutet auf das Vorhandensein politischer Institutionen hin, die diese Arbeit mobilisieren und überwachen konnten. Dennoch können wir über die politische Struktur von Teotihuacán kaum Aussagen machen. Das Fehlen einer Schrift beschränkt uns auf die Interpretation archäologischer Befunde und der reichhaltigen Ikonographie Teotihuacáns.»⁶¹ Da die agrarisch nutzbaren Flächen im Umland begrenzt waren, müssen Nahrungsmittel zur Versorgung der vielköpfigen Bevölkerung über beträchtliche Distanzen herangeschafft worden sein. Die Fernhändler, die von der Stadt aus ihre Geschäfte betrieben, wurden durch militärische Garnisonen geschützt, die offenbar auch Aufgaben der Grenzsicherung übernahmen.⁶² Ökonomische Grundlage der Stadt bildete wohl die handwerkliche Produktion, etwa von Werkzeugen aus vulkanischem Glas (Obsidian), hochwertigen Töpfereiprodukten und Steinskulpturen.

Der Architekturstil und die gebräuchlichen Symbole verbreiteten sich über

ganz Mesoamerika, so dass Teotihuacán auch eine hegemoniale Stellung zugeschrieben wird. Ab etwa 500 u. Z. ging seine Bedeutung aber zurück; spätestens zwischen 650 und 850 lösten es andere städtische Zentren ab und übernahmen auch das Handelsnetz. Eine Sonnenpyramide, die im 10./11. Jahrhundert noch erweitert wurde, zeichnete Cholula als Pilgerstätte mit Ausstrahlung über ganz Mesoamerika aus, während El Tajín an der mexikanischen Golfküste eine eigene Baukunst entwickelte und bis etwa 1100 ebenfalls als religiöser und politischer Mittelpunkt ausgezeichnet war.

Ebenso wie Teotihuacán war in der klassischen Periode rund 500 Kilometer südöstlich davon die Stadt Monte Albán aufgeblüht; sie kontrollierte das Hochland von Oaxaca, unterhielt wie das berühmte Pendant im Westen weitreichende Handelsbeziehungen und war in der Lage, Tribute von verstreuten Völkern zu erpressen.⁶³ Monte Albán gilt auch als Sitz der zapotekischen Könige, doch setzte hier zwischen 600 und 900 ähnlich wie bei Teotihuacán und seinem Umfeld eine politische Desintegration ein. An seine Stelle traten ungefähr bis zur Jahrtausendwende zapotekische Fürstentümer, die bis zur spanischen Eroberung in gegenseitiger Rivalität bestanden. Mit den Zapoteken konkurrierten die benachbarten Mixteken, berühmt durch ihren Malstil in ganz Mesoamerika.

In der Periode der ›Klassik‹ bildete sich auch die Region der Maya heraus;⁶⁴ weniger ihre Entdeckung durch die Spanier als diejenige durch westliche Gelehrte am Beginn des 19. Jahrhunderts haben die klassischen Maya von ca. 250 bis 900 zu einem Mythos unter den Gebildeten werden lassen.⁶⁵ Geographisch ist von einer ›geschlossenen Region‹ die Rede, die in Form und Größe Deutschland ähnele: «Den nördlichen Teil bildet die Halbinsel Yukatan, die weit in das Karibische Meer hineinragt, auf Kuba ausgerichtet ist und somit im Westen, Osten und Norden von der See umspült wird. Im Süden schließen sich die von der amerikanischen Kordillere geprägten Hochländer von Chiapas, Guatemala, El Salvador und Honduras an und stellen die Landverbindungen ins nördliche Mesoamerika und nach Zentralamerika her. Die Grenze der Maya-Region im Westen kann etwa mit dem Unterlauf des Río Grijalva im mexikanischen Bundesstaat Chiapas gezogen werden. Die südöstliche Grenze ist kulturell weniger streng ausgeprägt. Sie folgt etwa nordsüdlich dem Westrand des Río Ulua-Tales in Honduras und biegt von dort nach Südwesten zum Pazifik ab. Im äußersten Süden bildet der Pazifische Ozean die natürliche Grenze.»⁶⁶

Die globalhistorische Fragestellung läuft freilich auf etwas anderes als auf die Abgrenzung einer Region hinaus. Es geht dabei nicht so sehr um historische Identität und die kulturellen Traditionen über längere Zeit als um die

Fragen, wo die Grenzen von Kulturen, Reichen und Lebenskreisen überschritten werden, wie sich kulturelle Einflüsse durchdringen und wie aus dem Gemisch kulturell Neues gebildet wird.⁶⁷ Dass diese Fragen im Hinblick auf die Maya noch kaum beantwortet worden sind,⁶⁸ liegt nicht nur an der verzögerten Aufnahme eines neuen Zugriffs, sondern auch an den historischen Befunden selbst. Denn bis ins 20. Jahrhundert hinein war das Maya-Gebiet eine dünnbesiedelte Zone, in der sich selbst die moderne Zivilisation nur allmählich durchsetzen konnte.⁶⁹ Überlandstraßen zwischen Zentralmexiko, dem Maya-Hochland und von da ins Tiefland, die in der Frühzeit Einflüsse von Norden her begünstigt oder gar ermöglicht hatten, scheinen seit dem 6./7. Jahrhundert nicht mehr zur Verfügung gestanden zu haben; erst allmählich dürften sie durch nördlichere Seerouten ersetzt worden sein.⁷⁰ Die Maya waren aber keine Hochseefahrer, sondern konnten mit ihren großen Einbäumen lediglich an den Küsten der Halbinsel Yucatán entlangfahren;⁷¹ der eigene Import fremder Kulturgüter war also nur begrenzt möglich. Innerhalb des Maya-Gebietes waren andererseits die kulturellen Unterschiede beträchtlich; die Experten räumen ein, dass von einer vollkommenen Homogenität auch deshalb nicht die Rede sein könne, weil sich im Innern «wildbeuterische und dem Zivilisationsprozess fremd gegenüberstehende Stämme erhalten konnten».⁷²

Eines der Leitmotive in der Erforschung der Maya sind ihre untereinander eng verwandten Sprachen; noch heute werden von über sechs Millionen Menschen 30 verschiedene Maya-Sprachen gebraucht.⁷³ Zu den kulturellen Besonderheiten der alten Maya gehörten Entwicklung und Gebrauch eines eigenen Schriftsystems;⁷⁴ Hieroglyphen auf Tausenden von Steinmonumenten und teilweise auch auf Keramik überliefern wichtigste historische Informationen über Königsherrschaften und religiöse Praktiken.⁷⁵ Von einer ursprünglich nach Hunderten zählenden Menge von Handschriften sind nach der Zerstörung durch spanische Eroberer und christliche Missionare nur vier sogenannte Faltbücher erhalten geblieben.⁷⁶ Die Aufzeichnungen dienten auch der Chronographie, denn die Maya entwickelten mehrere Kalender zur linearen und zyklischen Berechnung, durch die sie astronomische Erscheinungen und Daten der Politik miteinander in Beziehung setzen konnten.⁷⁷ Zu den Eigenheiten zählte die Bestattung ihrer Verstorbenen unter den Fußböden ihrer Häuser;⁷⁸ die archaische «Gegenwart der Toten», also deren fortwährende Gemeinschaft mit den Lebenden,⁷⁹ hat dadurch einen signifikanten Ausdruck gefunden. Ins kollektive Bildgedächtnis der Europäer haben sich vor allem die Städte im tropischen Regenwald eingepägt; mit ihren steinernen Tempelpyramiden waren sie vor allem Zeugnisse der klassischen Periode.⁸⁰ Die urbane

Kultur selbst dauerte indessen im Postclassicum bis zur spanischen Eroberung 1502 fort und war für Mesoamerika überhaupt charakteristisch. Auch das Ballspiel, für das noch heute die Anlagen in rund dreißig Orten nachweisbar sind, war keine exklusive Errungenschaft der Maya.⁸¹

Die Konstruktion der Frühgeschichte beruht auf der Annahme, dass sich die Ur-Maya um 1500 v. u. Z. im Hochland von Guatemala ausgebildet hatten; eine kleine Gruppe sei von dort auf die Halbinsel Yucatán ausgewandert, worauf sich noch heute mayasprachige Siedler zurückführen. Eine andere Gruppe setzte sich später in der Urwaldzone am Abhang der Kordilleren fest.⁸² Um 1000 v. u. Z. sollen in größeren Dörfern die ersten Kultbauten auf erhöhten Plattformen aus Lehm erbaut worden sein.⁸³ Offenbar haben die Maya im Laufe der nächsten fünf Jahrhunderte alle Regionen im Gebirge und im Flachland okkupiert.⁸⁴ Der Zeit der Präklassik gehörten schon die ersten Tempel und vornehmen Wohnhäuser aus Stein an (um 700 v. u. Z.); sie demonstrieren ein beträchtliches Niveau sozialer Differenzierung.⁸⁵ Bei der etwa gleichzeitigen Entstehung der Maya-Schrift könnten die Olmeken in Mexiko Pate gestanden haben, die selbst um 400 v. u. Z. ihren Niedergang erlebten.⁸⁶ Der Schriftgebrauch verbreitete sich allerdings nur im Tiefland. Die genau datierbaren Zeugnisse setzen mit einer Stele ein, die die Inthronisation eines Herrschers am 8. Juli 292 u. Z. bezeugt.⁸⁷

In der klassischen Periode nahmen die Bevölkerung und die Gründung immer neuer Städte und Siedlungen enorm zu; untereinander und mit ganz Mexiko und Mittelamerika sollen die Maya im Fernhandel verbunden gewesen sein. Für sicher werden Einflüsse der älteren Metropole Teotihuacán auf die Städte, die Architektur, die Kunst (Skulpturen) sowie die Keramik der Maya gehalten.⁸⁸ Es gelang niemals, die Maya in einem territorialen Gesamtstaat zu vereinen; im Tiefland entstanden jetzt rund drei Dutzend konkurrierende Königtümer.⁸⁹ Die Städte waren auf die Paläste der Herrscher zugeschnitten, von deren Ahnen und eigener Geschichte die Inschriften künden; die Könige beanspruchten eine besondere Nähe zu den Göttern, ja geradezu selbst göttliche Herkunft.⁹⁰ Vor allem die Dynastien von Calakmul und Tikal bildeten Netzwerke von Vasallenstaaten, die ihnen tributpflichtig waren.⁹¹ In die Städte einbezogen waren der Adel und auch die sonstige Bevölkerung, deren Dörfer ansonsten im näheren Umfeld der Städte lagen.⁹² Als die Rivalität von Tikal und Calakmul um 800 u. Z. eskalierte, lösten sich die Abhängigkeiten der übrigen Städte auf; allenthalben brachen bald darauf die königlichen Herrschaften zusammen. Man spricht geradezu von einem Kollaps der Maya-Kultur, als die Städte durch ihre Bevölkerung verlassen wurden (bis ca. 950).⁹³

In der Postklassik entstand aber erneut eine städtische Lebensweise der Maya; Zentren waren jetzt der Norden der Halbinsel Yucatán mit den Städten Chichen Itza und Mayapan sowie im Hochland von Guatemala die Königtümer der K'ichee'.⁹⁴

Die postklassische Periode wird vom 10. Jahrhundert bis zur Invasion der Spanier datiert; in diesem großen Zeitraum werden für Mesoamerika noch Unterabschnitte gebildet, nämlich frühes (bis ca. 1150), mittleres (bis ca. 1350) und spätes (bis 1521/1550) Postclassicum.⁹⁵ Die Gesamtepoche soll indessen durch eine Änderung des Wirtschaftsverkehrs gekennzeichnet gewesen sein, indem an die Stelle des klassischen Tribut- und Austauschsystems ein dichtes Netz von Märkten und ein lebhafter Fernhandel getreten sei. Zwar bildeten sich im Laufe der Jahrhunderte politische Formationen, die über einfache Staaten hinausgingen und geradezu als ›Imperien‹ bezeichnet werden, aber niemals handelte es sich um große, voll integrierte Reiche, sondern nur um Oberherrschaften über zahlreiche Städte mit eigenen Königen und eigener traditionaler Ordnung.

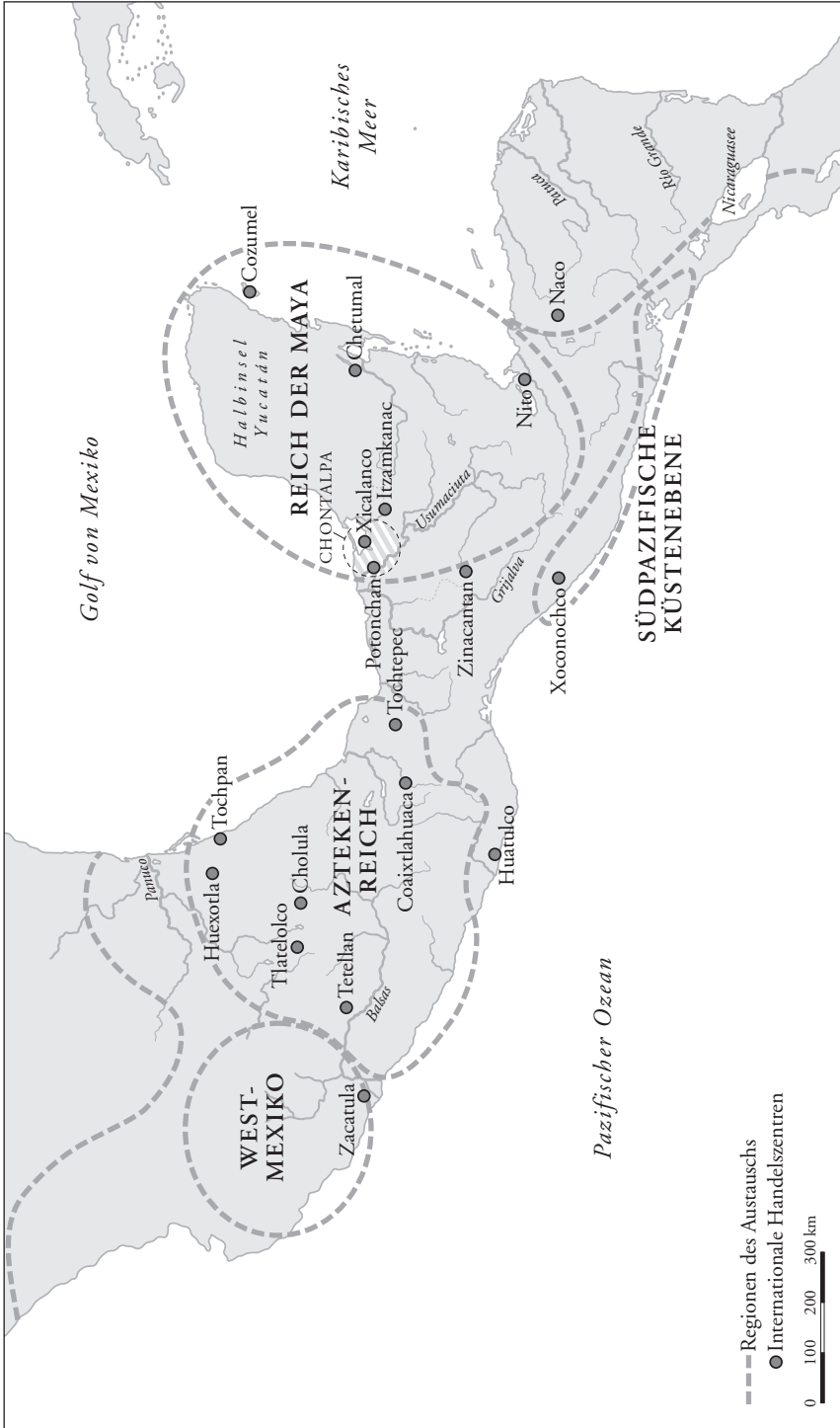
Ein erstes bedeutendes Zentrum der Zeit war die Stadt Tula Xicocotitlán in Zentralmexiko (fast eintausend Kilometer nordwestlich des Maya-Gebietes), gestaltet durch das Volk der Tolteken; nach einheimischer Überlieferung stammte dieses aus den Steppen Nordamerikas. Als Jäger und Sammler übernahmen sie erst im Austausch mit den Vorsiedlern die Techniken der Landwirtschaft.⁹⁶ Ihre Stadt, in der zwischen den Jahren 856 und 1174 zehn Generationen von Königen aufeinander gefolgt sein sollen, schmückten sie mit Gebäuden aus Edelsteinen. Seit etwa 1050 wurden ihre Wohngebiete aber zerstört.

Von den Tolteken leiteten sich die Dynastien der Azteken her. Ihr Ruhm beruht bis heute darauf, dass sie den Spaniern bei deren Ankunft 1519 wie die Herren eines großen Reiches erschienen.⁹⁷ Die Azteken behaupteten, sie stammten aus einem Ort ›Aztlán‹ im Norden und seien in das Becken von Mexiko um 1250 u. Z. vorgestoßen; jüngere Ausgrabungen haben dafür auch Argumente geliefert und deuten auf eine noch ältere Ansiedlung hin. Verbindendes Element der kulturell und ethnisch durchaus gemischten Bevölkerung war die gemeinsame Sprache, das Nahuatl. Die letzte Gruppe, die aus ›Aztlán‹ in das Siedelgebiet der anderen vorstieß, waren die Mexica; zahlreiche ihrer Nachbarn haben sie unterworfen. In der Mittleren Zeit des Postclassicums erreichte der von hier ausgehende Fernhandel mit dem nördlichen Mexiko und darüber hinaus mit dem Südwesten Amerikas seinen größten Umfang. Noch während der letzten Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier nahmen die Bevöl-

kerung und die Wirtschaftskraft von rund 200 aztekischen Stadtstaaten dramatisch zu. Alle Städte hatten Märkte; Fernhändler, für die die Bezeichnung ‹pochtecatl› überliefert ist, boten exotische Importe an, während Kleinhandwerker ihre Produkte an Verkaufsständen feilboten.⁹⁸ Der Handelsverkehr wurde durch verschiedene Währungen erleichtert, darunter Kakaobohnen und standardisierte Kleidungsstücke aus Baumwolle. Offenbar waren Luxusgüter wie Juwelen keineswegs dem Adel vorbehalten, man konnte sie durch Ausgrabungen auch in den Häusern gewöhnlicher Menschen nachweisen.⁹⁹

Die Mexica hatten sich mit zeitweise mächtigeren Nachbarn militärisch auseinandersetzen; 1428 verbündeten sie sich zu einer ‹Triple-Allianz› der Städte Tenochtitlan, Tetzcoaco und Tlacopan. Hatte dieses ‹Reich› zunächst 40 bis 50 Kleinkönigreiche eingeschlossen, so unterstanden ihm am Ende 489 Städte in 38 Provinzen.¹⁰⁰ Als die spanischen Eroberer vorstießen, entdeckten sie auch das mit den Mexica konkurrierende Reich von Tarasco, das bis an den Pazifischen Ozean reichte; es war schnell berühmt wegen reicher Gold- und Silbervorkommen und einer hochentwickelten Metallverarbeitung auch für Waffen (Bronzeäxte usw.).

In den letzten Jahrhunderten des Postclassicums hat die Wirtschaft in Mesoamerika einen nie gekannten Aufschwung genommen. Grundlage dafür soll eine stetige, starke Zunahme der Bevölkerung sowie eine Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion gewesen sein. Archäologische Funde (Keramik, bearbeitetes Obsidian, Metallwerke) lassen eine Ausweitung des Fernhandels und eine Verbreiterung des Güterangebots innerhalb Mesoamerikas erkennen.¹⁰¹ Die Maya beeindruckten Kolumbus, die Azteken den Eroberer Hernán Cortés mit der Vielfalt ihrer Waren.¹⁰² In der jüngeren Forschung ist versucht worden, aus der differentiellen Herkunft und reichen Fülle dieser Handelsobjekte auf eine neue Qualität ökonomischer und kultureller Verzahnung ganz Mesoamerikas zu schließen, die auch von einer gegenseitigen Durchdringung von Kunststilen, religiösen Symbolen und Herrscherdynastien (Heiratsallianzen) begleitet gewesen sei.¹⁰³ Als Instrument der Analyse wurde dabei das Modell des ‹Weltsystems› verwandt, das zwar auf die Analyse des internationalen Kapitalismus (Immanuel Wallerstein) zurückgeht,¹⁰⁴ inzwischen aber auch auf die ‹Alte Welt› der drei Kontinente Anwendung gefunden hatte. Die amerikanische Soziologin und Historikerin Janet Abu-Lughod hatte 1989 ein Weltsystem des Handels und kulturellen Austauschs zwischen dem Gelben Meer im Osten und dem Atlantik im Westen rekonstruiert (1250–1350).¹⁰⁵ Anzunehmen sei, dass die Kaufleute zwischen den ursprünglich voneinander isolierten Regionen über Tausende von Kilometern nicht selbst reisten, sondern



ihre Waren an mehreren Zwischenstationen umschlugen. Das trikontinentale Weltsystem habe aber nicht alle Menschen und Räume untereinander vereint, wie wir das von der gegenwärtigen Globalisierung zu wissen glauben, sondern aus einem inselartigen Meer bedeutender Städte bestanden, zwischen denen der Austausch vergleichsweise bescheiden entwickelt war.

Als ein solches vorkapitalistisches ‹Weltsystem› soll auch das postklassische Mesoamerika verstanden werden: «‹Welt› bezieht sich in vormodernen Zeiten auf Makroregionen, in denen unterschiedliche soziale Gruppen durch regelmäßige Interaktionen, die große Teile der jeweiligen Bevölkerung einschließen, miteinander verbunden sind.»¹⁰⁶ Wie die eufratische Welt sei auch Mesoamerika durch Routen zur See, über Flüsse und über Land im Innern verknüpft und durch verschiedene Subsysteme strukturiert gewesen, von denen keines die anderen dominierte.¹⁰⁷ Unterschieden werden vier ‹Austauschkreise›, nämlich Westmexiko, das Aztekische Reich, die Maya-Zone und die Küstenebene am südlichen Pazifik; typologisch identifiziert werden noch ‹internationale Handelszentren› und Produktionszonen unterschiedlichen Charakters.¹⁰⁸

Tatsächlich ist es mit diesem Zugriff gelungen zu zeigen, wie eng Mittelamerika durch vielschichtigen Austausch ohne nennenswerte Rücksicht auf politische Trennungen verbunden war.¹⁰⁹ Das vulkanische Glas Obsidian, das als Schneide-Instrument für den Alltagsgebrauch unentbehrlich war, stammte beispielsweise überwiegend aus 29 Standorten in Zentralmexiko oder 11 Abbaustätten in und um Guatemala; seine Herkunft lässt sich nach seiner je verschiedenen chemischen Zusammensetzung, seiner Färbung und Materialdichte bestimmen, während seine differenzierte Verbreitung durch massenhafte Funde in ganz Mesoamerika belegt werden kann.¹¹⁰ Allerdings krankt die Anwendung des Weltsystem-Parameters daran, dass Mesoamerika, im Unterschied zu den von Abu-Lughod studierten Kulturen, schon seit mehreren Forschergenerationen als eher recht einheitliche Kulturregion betrachtet wird¹¹¹; in seinem Umfang war es auch doch zu begrenzt, um als eigene ‹Welt› mit dem Globus überhaupt in Bezug gesetzt zu werden.¹¹² Von Dimensionen wie dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean oder den asiatischen Seidenstraßen, die beim trikontinentalen Weltsystem zu überwinden waren, kann in Mesoamerika nicht die Rede sein. Nur mit wenigen Gütern haben die Beziehungen der Mesoamerikaner über die eigene Region hinausgereicht.

Eine faszinierende Ausnahme stellen in diesem Sinne allerdings Gewinnung und Bearbeitung von Metall dar, die in Südamerika viel älter waren als in Mesoamerika. Diese Fähigkeiten reichen in den Anden bis um 1000 v. u. Z. zurück, in Kolumbien mit einer anderen Technik bis um 400 v. u. Z..¹¹³ Es gilt als sicher, dass die Errungenschaften aus den Andenregionen wohl über die pazifische Seeroute Westmexiko erreichten, wo reiche Metallvorkommen eine Produktion verschiedener Erzeugnisse erlaubten.¹¹⁴ Im Unterschied zum Süden konzentrierten sich die Metallprodukte in Mexiko aber auf eine Verwendung im Ritual oder zur Demonstration des sozialen Status statt auf Werkzeuge im Alltag. Die Grabfunde zeigen, dass die Verstorbenen vor allem Glocken an ihrer Kleidung trugen. Begründet wird dies durch die Mythen und religiöse Überlieferungen, die überall verbreitet waren: «Metallischer Glockenklang war für die mesoamerikanische Kosmologie hoch bedeutsam; die Glocken reproduzierten die Geräusche von Donner und Regen, stimulierten die Fruchtbarkeit von Feldern und Menschen und schützten durch ihre Töne die Menschen, die sie am Leibe trugen.»¹¹⁵ Das metallurgische Wissen wurde in Westmexiko über ethnische und politische Grenzen hinweg verbreitet; Standardisierungen wie in China, wo die Legierungen von Staats wegen geregelt wurde, kannte man nicht.¹¹⁶ Die ersten Produktionsstätten scheinen sich zwischen 600 und 900 an der Pazifikküste und an Flüssen ins Landesinnere entlanggezogen und auf Kupferglocken konzentriert zu haben. Bald darauf verbreitete sich die Kunst der Metallverarbeitung über das ganze Gebiet der Vorkommen.¹¹⁷

In postklassischer Zeit, besonders zwischen 1200 und 1300, lassen sich mehrere signifikante Änderungen beobachten:¹¹⁸ Zum einen verstand man sich zunehmend auf die Verbindung von Kupfer mit Zinn, Arsen und Silber. Bei der Glockenproduktion sollten die Zusätze anderer Metalle offenbar den Klang verbessern sowie die Färbung der Objekte variieren und verschönern. Die Wertschätzung metallischen Glanzes lässt sich beispielsweise mit der aztekischen Vorstellung vom Paradies in Verbindung bringen, in dem sich gefallene Krieger und vergöttlichte Ahnen an dem golden und silbern schimmernden Garten und dem Klang von Glocken, Vögeln und menschlichen Stimmen erfreuen sollten. Zum zweiten wurden die Erzeugnisse der westmexikanischen Produktionsstätten, die sich stark vermehrten, weiterverbreitet (nach Belize, Chiapas, Morelos, Tamaulipas); dabei spielten Märkte und Zwischenhändler offenbar eine Schlüsselrolle. Schließlich traten nun neben die weiterlaufende Produktion von Paraphernalia (Schmuck, Grabbeigaben) T-förmige Münzen aus einer Kupfer-Arsen-Legierung. Hergestellt wurde dieses Geld durch Metallarbeiter in den Ländern Guerrero und Oaxaca.¹¹⁹ Das Konzept und die Form der Münzen

war südamerikanischer Herkunft; sie sind Hunderte von Jahren vor Mesoamerika in großen Mengen im Küstengebiet von Ecuador und im nördlichen Peru bezeugt. Auch wenn die Münzen in Mesoamerika in verschiedener Konsistenz und Form begegnen, waren sie offenbar standardisiert, aber die Autorität des Münzregimes kennen wir nicht. Wenigstens in den (begrenzten) Fundregionen des Metallgeldes entwickelte sich die mesoamerikanische Wirtschaft für den Eigenbedarf um 1200 zu einer Wirtschaft für den Markt weiter.¹²⁰

Mesoamerika stand als Importeur von Türkisen aber auch mit dem Südwesten Nordamerikas in Verbindung. Diese Fernbeziehungen waren aber Ausnahmeerscheinungen: «Die Intensität der wirtschaftlichen und stilistischen Wechselbeziehungen waren im Innern Mesoamerikas höher als zwischen hiesigen und auswärtigen Gruppen.»¹²¹ Von eigenen kulturellen Exporten des mesoamerikanischen Areals nach Norden oder Süden ist nichts bekannt. Schon deshalb sollte man nicht von einem postklassischen mesoamerikanischen Welt-system sprechen.

c) Der Süden

Während die mesoamerikanischen Kulturen die Grenzen ihrer mexikanisch-mittelamerikanischen Ursprünge zwar erreichen, aber kaum einmal überschreiten konnten, ähnelt der Süden Amerikas dem Norden. Der (Halb-)Kontinent war so groß, dass Migranten, Händler und Eroberer ein nur locker geknüpftes Netz über ihn warfen; wenigstens im Osten franste es im Ungefähren aus und verlieh dem gesamten Raum niemals Kohärenz.¹²² Gravierende Unterschiede der Geologie und Klimazonen förderten zum Ausgleich den Austausch von natürlichen und kulturellen Gütern; im Westen begünstigten die Verhältnisse sogar die Errichtung zentralisierender Gemeinwesen, die gegen Ende des mittelalterlichen Jahrtausends in dem fast schon modernen bürokratischen Staat der Inka kulminierte.¹²³

Die pazifische Küstenzone war weithin durch extreme Trockenheit und unter dem Einfluss von Meeresströmungen durch Wüstenbildung geprägt; zu ihrem Lebensunterhalt sahen sich die Menschen auf den Fischfang und das Sammeln von Muscheln und Austern verwiesen. Im Laufe der Jahrtausende lernten sie, die Zuflüsse von den Anden her für eine Bewässerungsfeldwirtschaft zu nutzen, bei der überörtliche Absprachen die Ausbildung hierokratischer Gesellschaften begünstigte. Die Amplituden der Ströme vom Amazonas bis zum La Plata hatten hingegen schon lange vorher den Feldbau begünstigt,

der kleinräumig oder lokal organisiert war. Schiffbare Flüsse begünstigten Kommunikation und Handel bis an die Küsten des Atlantiks. In den Kordilleren, die den ganzen Kontinent vom Norden nach Süden durchziehen, entwickelte sich die Zucht von Kameliden; vor allem die Lamas konnten die zum Austausch notwendigen Menschenkarawanen als Lasttiere ergänzen und gar ersetzen, während die Alpakas als Wolllieferanten unentbehrlich waren.¹²⁴ Der Güteraustausch über die Anden war für alle Seiten vorteilhaft; durch ihn erreichte das lebensnotwendige Salz die Länder im Osten, während die Völker des westlichen Tieflandes die hochgeschätzten Federn tropischer Vögel sowie Heilpflanzen lieferten. Erst kurz vor der christlichen Zeitenwende scheinen die Lamakarawanen ihren Radius so großräumig erweitert zu haben, dass sie die Zentralanden mit den Bewässerungsgesellschaften der nördlichen und mittleren Küste verbanden. Von diesen lernten die Hirtenvölker offenbar Techniken zentralisierender Herrschaft, so dass von ihnen schließlich Ansprüche auf Territorialbildung auch mit militärischer Gewalt ausgingen. So unterschiedlich die Gesellschaften und ihre politischen Ordnungen Südamerikas von den drei Naturräumen (Küste, Anden, östliche Fluss- und Savannenlandschaften) geprägt waren, hält man den gegenseitigen Austausch von Waren, Kunststilen und Ideen doch für so rege, dass eine gemeinsame Verständigungsbasis über den ganzen Kontinent bestand.¹²⁵

Nach älteren Perioden einschließlich des Städtebaus¹²⁶ erscheinen im «Mittleren Horizont» von etwa 500 bis 1000 in den Anden zwei Fernhandelsplätze, die ihre Ausstrahlung und Macht der Verfügung über die Lamakarawanen verdanken. Von ihnen lag Tiahuanaco in fast 4000 Metern Höhe auf dem bolivianischen Altiplano an den Ufern des Titicacasees; die Stadt fungierte als Pilgerziel mit mehreren Kultstätten und zog zahlreiche Immigranten vom Süden der Anden an, so dass sie auf dem Höhepunkt ihrer Ausdehnung rund 30 000 Einwohner gehabt haben dürfte. Die territoriale Herrschaft von Tiahuanaco beruhte offenbar auf verstreuten Kolonien; um das Jahr 1000 brach sie zusammen, die Stadt scheint ebenso wie ihre Dependenz einen Massenexodus erlebt zu haben.¹²⁷

Mit Tiahuanaco konkurrierte das Reich von Huari (Wari), knapp acht-hundert Kilometer nördlich in der Nähe der heutigen Stadt Ayacucho. In ihrer größten Ausdehnung umfasste Huari um 800 u. Z. eine Fläche von 15 Quadratkilometern und bis zu 100 000 Menschen. Die Spuren materieller Kultur haben sich von hier ausgehend im ganzen Hochland sowie an der Südküste erhalten, aber umgekehrt werden fremde Keramikfunde als Indiz für Kolonien Auswärtiger in der Hauptstadt des Reiches gedeutet. Im Gegensatz zu Tiahua-

naco expandierte die Herrschaft von Huari offenbar radial. Die Wirtschaft beruhte auf einer intensivierten agrarischen Produktion und auf einer zentralisierten Staatlichkeit, ähnlich wie später bei den Inka.

Diese konnten allerdings nicht direkt bei den Huari anknüpfen, da dieses Reich nach der Jahrtausendwende zerfiel. Eine lange Periode von 1000 bis 1450 u. Z. war durch große Trockenheit und eine Regionalisierung der Herrschaften gekennzeichnet. Die Zeit brachte aber doch einen weiteren bedeutenden Staat, den der Chimú, hervor, der sich um die Hauptstadt Chan Chan an der Nordküste Perus gruppierte.¹²⁸ In dieser hatte eine Bevölkerung von der Größe Huaris Platz, vor allem aber war sie durch Zitadellen der Elite mit höfisch genutzten Gebäuden, Wasserbecken und Grabplätzen gegliedert. Auf diese «ciudadelas» waren Karawansereien für fernreisende Händler ausgerichtet, Handwerker, besonders hochqualifizierte Silberschmiede, bewohnten eigene Viertel, während Bauern und Fischer außerhalb von Umfassungsmauern lebten. Die Bevölkerung wurde teilweise über Wasserkanäle von über einhundert Kilometern Länge versorgt. Beim religiösen Kult nahm der Mond statt der Sonne den zentralen Platz ein; beliebt als Opfergaben waren Spondylus-Muscheln aus den warmen Küstengewässern von Ecuador. Arbeitssklaven wurden zur Ausbeutung von Erzlagern eingesetzt, und Zinn schaffte man zur Bronzelegierung aus dem heutigen Bolivien herbei.

Als Keimzelle und Metropole des Inka-Staates erwies sich das weite und fruchtbare Hochtal von Cusco (3400 ü. N. N.).¹²⁹ Bald nach der Jahrtausendwende hatte es große Einwanderungswellen erlebt, an denen auch die Inka Teil hatten. Nach Cusco gewannen diese zunächst die Kontrolle über den weiter südlich gelegenen Titicacasee (mit den Ruinen von Tiahuanaco) und die Handelsrouten im Hochland mit ihren Abzweigungen zu den tiefer gelegenen Lebensräumen.¹³⁰ Es gelang ihnen, die landwirtschaftlichen Anbauflächen durch Terrassensysteme an den Berghängen signifikant zu erweitern und einen hohen Überschuss an Nahrungsmitteln zu erzielen; die überkommene Vielfalt der Nahrungspflanzen wurde durch die Monokultur des Maisanbaus ersetzt.¹³¹ Zum Ausgleich nutzten die Inka die Verkehrswege zum Import und zur Verteilung anderer Güter: Fisch und Fischmehl vom Pazifik, Aji (Chili) von der Küste, Coca vom Ostrand der Anden, Schmucksteine wie Lapislazuli aus dem Süden des Beckens, Federn aus dem Amazonasgebiet.¹³² Bis um 1300/1400 u. Z. hatten die Inka Cusco zum kulturellen und politischen Zentrum eines kompakten Reiches gemacht und Dutzende unabhängige Gruppen unterworfen.¹³³ Die Stadt, die architektonisch durch einen besonderen Baustil geprägt wurde, war Sitz der Könige, aber auch spiritueller Kern des Reiches. In ihrem Zent-

rum liefen aus den vier Himmelsrichtungen die Fernstraßen zusammen, und hier befand sich auch der Sonnentempel Coricancha, der vielleicht sogar als Mittelpunkt des Universums galt.¹³⁴

Der Aufstieg zum größten Staat des Alten Amerikas vollzog sich in den letzten einhundert Jahren vor der Eroberung durch die Spanier; zu diesem Zeitpunkt, also um 1532 u. Z., regierten die Herrscher eine Bevölkerung von 6 Millionen Menschen oder mehr (geschätzt bis zu 13 Millionen).¹³⁵ Neben den zahlreichen unterworfenen Ethnien zählten auch Verbündete im Umkreis dazu.¹³⁶ Entscheidend für die Kontrolle waren die überall gebauten Straßen mit Raststätten und Speichern, die eine schnelle Fortbewegung und sichere Versorgung von Händlern, Boten und Truppen ermöglichten. Das Straßennetz, *Qhapaq Ñan* («königliche Wege») genannt, wurde vom Staat organisiert und von der Bevölkerung gebaut; die Arbeitsleistung galt als Steuer («mit'a»).¹³⁷ Der Inkastaat kannte keine Marktwirtschaft, sondern sammelte die Güter aus unterschiedlichen Naturräumen und Produktionsstätten, um sie im Tauschsystem in der Bevölkerung umzuverteilen. Unterworfenen Gruppen und Dorfgemeinschaften oder spezialisierte Handwerker wurden, teilweise saisonal, zwangsweise umgesiedelt; der Staat konnte sie so besser überwachen und ihre besondere Expertise nutzen. Die Verwaltung bediente sich eines Systems von Knotenschnüren («*quipu*»), an denen sich zumindest numerische Größen abgreifen ließen.¹³⁸ «Die Beamten der Inka, die Statthalter und vor allem die *quipu*-Kundigen waren ständig unterwegs, um die Arbeitsleistung und damit Steuererträge zu kontrollieren und die erwirtschafteten Produkte zu zählen. (...) Die Verantwortlichen für das rasche Übermitteln von Botschaften und *quipu* waren die *chasqui*, die Botenläufer. Diese jungen Männer, zwischen 16 und 20 Jahre alt, wurden aus dem ganzen Reich rekrutiert. Sie absolvierten eine Art «Staffellauf», indem sie möglichst schnell und absolut zuverlässig eine Knotenschnur von einem Meldeposten zum nächsten brachten, an dem dann der neue Läufer wartete. Solche Meldeposten waren in der Regel je nach Beschaffenheit des Geländes bis zu 30 Kilometer voneinander entfernt. Fehlkommunikation oder das Nicht-Erreichen des nächsten Postens wurde mit dem Tode bestraft. Die Läufer kündigten ihr Erreichen des Meldepostens mit einem Signalton aus einem Schneckenhorn an, damit sich der darauffolgende Läufer vorbereiten konnte. Für die «*chasqui*» gab es eigens errichtete Wartehäuschen, die «*chasqui huasi*». Sicher waren sie auch in den zahlreich entlang der Straßen verteilten Raststätten, den «*tambos*», untergebracht.»¹³⁹ Die großen Verwaltungszentren lagen ebenfalls direkt an den Straßen; die wichtigste Verbindung zwischen Quito und Cusco betrug über 3000 Kilometer und wurde nach

modernen Berechnungen durch 375 Meldeläufer hergestellt.¹⁴⁰ Der anspruchsvollste Reisende auf den Inka-Straßen war der Herrscher selbst. Er bewegte sich, von hochrangigen Fürsten in einer Sänfte getragen, mit seinem engsten Hofstaat voran.

Die eigentlichen Inka waren die Bewohner von Cusco, die sich zu einer Adelsschicht entwickelten, darunter als Vornehmster ihr Herrscher.¹⁴¹ Wo keine direkte Kontrolle ausgeübt werden konnte, machten sie sich angrenzende Fürsten durch Heirat der jeweiligen Töchter mit einem Inka gefügig.¹⁴² Vermutlich unter Topa Inca Yupanqui (1471–1493)¹⁴³ soll eine Dezimalverwaltung in den eroberten Territorien eingeführt worden sein; die jeweiligen Ebenen sollten sich anhand der Knotenschnüre systematisch bestimmten Aufgaben zuordnen. Nach Angaben der spanischen Eroberer gab es mindestens 80 Provinzen, die zwischen 20 000 und 30 000 Haushalte umfassten; sie unterstanden einem Inka-Gouverneur.¹⁴⁴ Regelmäßig bereisten aber andere Inka die Provinzen, um Volkszählungen zur Absicherung der Tributeleistungen durchzuführen, den Lagerbestand der Speicher zu überprüfen und den Vermählungen vorzustehen. Die Bevölkerung selbst wurde nach dem Plan in Dezimaleinheiten gegliedert – 10 000, 1000, 100 und 10 Familien – und in eine hierarchische Befehlskette eingebunden.¹⁴⁵ Eine konkrete Liste der Arbeitszuteilung ist für die Gruppe der Chupachos erhalten geblieben; sie weist 4108 Haushalte nach, die für den Zweck der Dezimalrechnung auf 4000 abgerundet wurden, ohne dass jemand der Zwangsverpflichtung entging.¹⁴⁶ Genannt werden beispielsweise 400 Haushalte, die sich der Tapiserie-Weberei widmen sollten, 400 andere waren zu Bauarbeiten und noch einmal 400 für Feldarbeiten in Cusco abgestellt. Je 200 dienten den Garnisonen in Chachapoyas und Quito, je 40 zur Herstellung von Farben für die Textilien, als Arbeiter auf den Chilifeldern, als Wächter auf Maisfeldern, als Jäger bei den inkaischen Hirschjagden, als Sohlenmacher für Sandalen, als Holzarbeiter und Töpfer, oder auch als Wachen für die Frauen des Inka. Unterschiedlich berechnete Gruppen von Haushalten (60, 50 oder 40) waren für den Salzbergbau abgestellt, als Bergarbeiter für die Gold- (120) und Silbergewinnung (60), für die Federarbeiter (120), den Cocaanbau und die Sammlung des Honigs (je 60), die Raststation von Huánuco (68) und als Träger zwischen verschiedenen dieser Zwischenstopps auf den Straßen (80). Ungerade, also nicht nach dem Dezimalsystem berechnet, waren auch die größten Posten: Soldaten und Träger beziehungsweise Arbeiter auf inkaischen Feldern je auf 500 Familien. Immerhin 240 Haushalte sollten Hirten für die Herden der Inka stellen. Besondere Haushalte waren für die Körper der Inkakönige Topa Inca (150; für seine Waffen noch einmal 10) und Huayana Capac

(1493–1528; 20 Haushalte, dazu 150 besondere Arbeitspflichtige) vorgesehen. Dabei spielte eine Rolle, dass die Inkakönige nach ihrem Tod in ihren Residenzen beigesetzt und offenbar wie die ägyptischen Pharaonen durch postmortal wirksame Stiftungen versorgt wurden; jeder neue König errichtete dann seinen eigenen Palast.¹⁴⁷

Mit ihrer Herrschaft erfassten die Inka unterschiedliche ökologische Zonen, gemäßigte Hochlandtäler wie bei Cusco, höher gelegene Weideländer am Titicacasee, bewässerte Küstentäler am Pazifik und die warmen und feuchten Nebelwälder der östlichen Anden.¹⁴⁸ Besonders in die Tiefländer konnten sie ihre Herrschaft nicht weiter ausdehnen, aber Bündnisse schließen und auf Flößen und Einbäumen über die großen Flüsse heranschaffen, was sie von den Erzeugnissen dieser Regionen brauchten.¹⁴⁹ Wo sie direkte Herrschaft ausübten, wurde ihr totalitär anmutendes Regiment offenbar als drückend empfunden. Als die Spanier das Land eroberten, konnten sie zwar das zentralisierte Staatsgebiet rasch in Besitz nehmen, sich aber nur schleppend der zerstreuten Kleinherrschaften bemächtigen (1532–1571).¹⁵⁰

Die Welten des Pazifiks

Die menschheitsgeschichtliche Erkundung und Erfassung des Globus kam in der Zeit des sogenannten Mittelalters an ihr Ziel. Denn zwischen 1000 und 1300 haben seefahrende Ackerbauern im Pazifik die entlegensten Inselwelten von der Weite Nordamerikas bis Hawaii, zur Osterinsel und nach Neuseeland besiedelt und ganz Ozeanien als letzten Teil der bewohnbaren Erde in die menschliche Ökumene einbezogen.¹⁵¹ Nicht ebenso spät, aber im ersten nachchristlichen Jahrtausend, hat die Migration die Insel Madagaskar vor der Ostküste Afrikas erreicht.¹⁵²

Viel mehr noch als die Amerikas ist der Pazifische Ozean ein von Menschen nur schwer zu markierender Raum; er bedeckt ein Drittel der Erde.¹⁵³ Die schier ungreifbare Wasserfläche verschliss zehntausende Jahre für ihre erste Entdeckung, und so mag man sich an das Wort eines bekannten Essayisten erinnern: «Der Mensch ist ein Landwesen, ein Landtreter. Er steht und geht und bewegt sich auf der festgegründeten Erde. Das ist sein Standpunkt und sein Boden.»¹⁵⁴ Andererseits hat derselbe Autor eingeräumt, neben «autochthonen», also landgeborenen, gebe es auch «autothalassische», rein vom Meer bestimmte Völker; diese seien niemals Landtreter gewesen und wollten auch nichts anderes vom festen Lande wissen, «als dass es die Grenze ihrer reinen Meereseexistenz» sei. Das Dasein dieser «Fischmenschen» sei meerbezogen; ihnen kämen unsere vom Festland her gewonnenen Vorstellungen von Raum und Zeit ebenso fremd und unverständlich vor, «wie umgekehrt für uns Landmenschen die Welt jener reinen Seemenschen eine kaum fassbare andere Welt bedeutet».¹⁵⁵ Als James Cook, der Prototyp des forschenden Entdeckers, zwischen 1768 und 1780 auf drei Weltumfahrungen den Pazifik für die Europäer erschloss, begegnete er solchen «Fischmenschen», die selbst dem Engländer unvertraut gewesen waren.¹⁵⁶ Diesen Menschentyp hatte tatsächlich in der Geschichte unserer Gattung erst der größte aller Ozeane hervorgebracht.¹⁵⁷

Ein epochaler Schritt der Besiedlung brachte Menschen nach Australien, deren Erbgut vielleicht auf südindische Herkunft verweist.¹⁵⁸ Da sie bis in jüngere Zeit fast völlig ungestört unter sich blieben,¹⁵⁹ spricht man von der ältesten Kultur der Menschheit bis zur «europäischen Kolonisation».¹⁶⁰ Auf der größten Insel der Erde breiteten sich die ersten Bewohner verhältnismäßig rasch aus; sie waren noch Jäger und Sammler. Zwar gab es gewisse Austauschbeziehungen mit den Torres-Inseln und Neuguinea, wo die Ureinwohner «Papua» heißen; etwa vor 4000 Jahren könnten sporadische Kontakte mit Indien auch zur Einführung und Verbreitung des Dingo, einer Hundart, geführt haben.¹⁶¹ Aber im Ganzen entfaltete sich in Australien bei der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Naturgefilten ein eigener Menschheitsraum mit mehreren hundert Sprachen. Die Uraustralier gingen nicht auf See- oder Erkundungsfahrt; sie waren «Landtreter» wie ihre asiatischen Vorfahren. Und wenn es erlaubt ist, das mittelalterliche Jahrtausend auch in Australien abzustecken, dann war es eine von seinem Vor- und Nachher nicht unterscheidbare Epoche mit sich selbst genügenden Insulanern, die sich von der übrigen Ökumene so gut wie abgekoppelt hatten.

Lange nach der Besiedlung Australiens und Neuguineas wurde der Pazifik Schauplatz der größten ozeanischen Migration der Geschichte. Zwischen ca. 3500 v. u. Z. und etwa 1300 u. Z. verbreiteten die Neusiedler zwischen Taiwan und Osterinsel die austronesischen Sprachen.¹⁶² Diese bildeten bis zur Zeit der «europäischen Expansion» die weltweit gesehen größte Sprachfamilie von mehr als 1260 Idiomen. Keineswegs kann man aber von einer gleichmäßigen Diffusion sprechen; mindestens eintausend Jahre ruhte der Prozess, bevor die «Austronesier» um 2000 v. u. Z. von Taiwan aus weiter zu den doch recht nahegelegenen Philippinen vorstießen.¹⁶³ Von dort ging es weiter nach Borneo, Celebes (Sulawesi) und den nördlichen Molukken. Auch Neuguinea wurde wieder erreicht, ohne dass die Austronesier die Papua ganz verdrängten; über den Bismarck-Archipel wurden, offenbar recht zügig, ostwärts auch die Fidschi-Inseln, Tonga und Samoa erfasst, bevor erneut eine lange Migrationspause eintrat.¹⁶⁴ Gesicherte Antworten auf die Frage nach der Verzögerung gibt es nicht, aber einige Vermutungen. So könnten die Vorstöße nach Ostpolynesien vor der Erfindung des Katamarans unmöglich gewesen sein; erst Boote dieser Art reichten für eine größere Gruppe, die für die Besiedlung weit verstreuter Inseln notwendig war und Wasservorräte, Pflanzen und Zuchttiere mit sich führen musste. Etwas anders verhielt es sich mit Mikronesien im Norden. Um 1500 v. u. Z. wurden die Marianen und Palau von den Philippinen (beziehungsweise Indonesien) aus besiedelt; noch später, und zwar von Melanesien her, gewannen die

Karolinen, darunter Kosrae, Pohnpei und Chuuk, Anschluss an die Ökumene (zwischen 200 v. u. Z. und 200 u. Z.).

Abgesehen von den Sprachen lässt sich die weitere Verbreitung menschlicher Siedler durch eine besonders geformte und verzierte Keramik verfolgen; die nach diesem «Lapita»-Stil benannte Migration nahm offenbar um 1350 v. u. Z. vom Bismarck-Archipel im Nordosten Neuguineas ihren Ausgang und erreichte über die Salomonen, die Santa-Cruz-Inseln, Vanuatu, Neukaledonien und Fidjisch nach rund 3600 Kilometern Entfernung um 1000 v. u. Z. Samoa.¹⁶⁵ Die Archäologen sind inzwischen sicher, dass es sich trotz der riesigen Entfernungen nicht um Expeditionen «ins Blaue», sondern um gezielte Kolonisationen handelte.¹⁶⁶ Die Lapita-Keramik verbreitete sich mit anderen kulturellen Errungenschaften, mit asiatischen Haustieren (Schwein, Hund, Huhn, begleitet von der sogenannten «polynesischen Ratte»), Getreidearten aus Südasien und Neuguinea, voll polierten Steinäxten, rechtwinkligem Häuserbau, häufig auf Stelzen, und der massiven Ausweitung eines früher schon bestehenden Netzwerkes des Obsidian-Vertriebs in der ganzen Region.

Nach Tonga und Samoa setzt der letzte Akt der Pazifik-Besiedlung erst rund zwei Jahrtausende später ein.¹⁶⁷ Die zentralen Inseln des Tropischen Ostpolynesiens (nördlich vom Wendekreis des Steinbocks) wurden nach Radiocarbon-Datierungen zwischen 1000 und 1100 erstmals kolonisiert, die anderen zwischen 1200 und 1300 erreicht; Südpolynesiens, also Neuseeland mit seinen vorgelagerten Inseln Norfolk, Kermadec und Auckland, betraten Menschen im 13./14. Jahrhundert¹⁶⁸ – ungefähr zur selben Zeit wie die ostpolynesischen Exponenten Hawaii und Osterinsel. Von dieser Erfassung waren vielleicht nur noch die Chatham-Inseln östlich von Neuseeland ausgenommen, für die teilweise eine Besiedlung erst um 1500 erwogen wird.¹⁶⁹ Die nach langer Pause erfolgte Integration Ostpolynesiens in den menschlichen Orbit könnte auf eine Überbevölkerung der westlichen Inselwelt verweisen; hier deutet gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends die Zunahme von Verteidigungsanlagen auch darauf hin, dass junge Leute oder unterlegene Parteien ihr Heil in der Auswanderung gesucht haben mögen. Begünstigt scheint die Siedlungsbewegung, abgesehen von der Erfindung transportfähiger Schiffe, auch durch klimatische Veränderungen gewesen zu sein. Im 13. Jahrhundert trat das Wetterphänomen des El Niño verstärkt auf; tropische West- und subtropische Ostwinde begünstigten den Zugang zu entlegeneren Inseln, beeinträchtigten durch längere Trockenperioden aber auch die weitverbreitete Gartenwirtschaft.

Wie es Steinzeitmenschen ohne moderne Technik gelingen konnte, über viele tausende Kilometer ohne Küstenorientierung zu fahren und gezielt kleinste

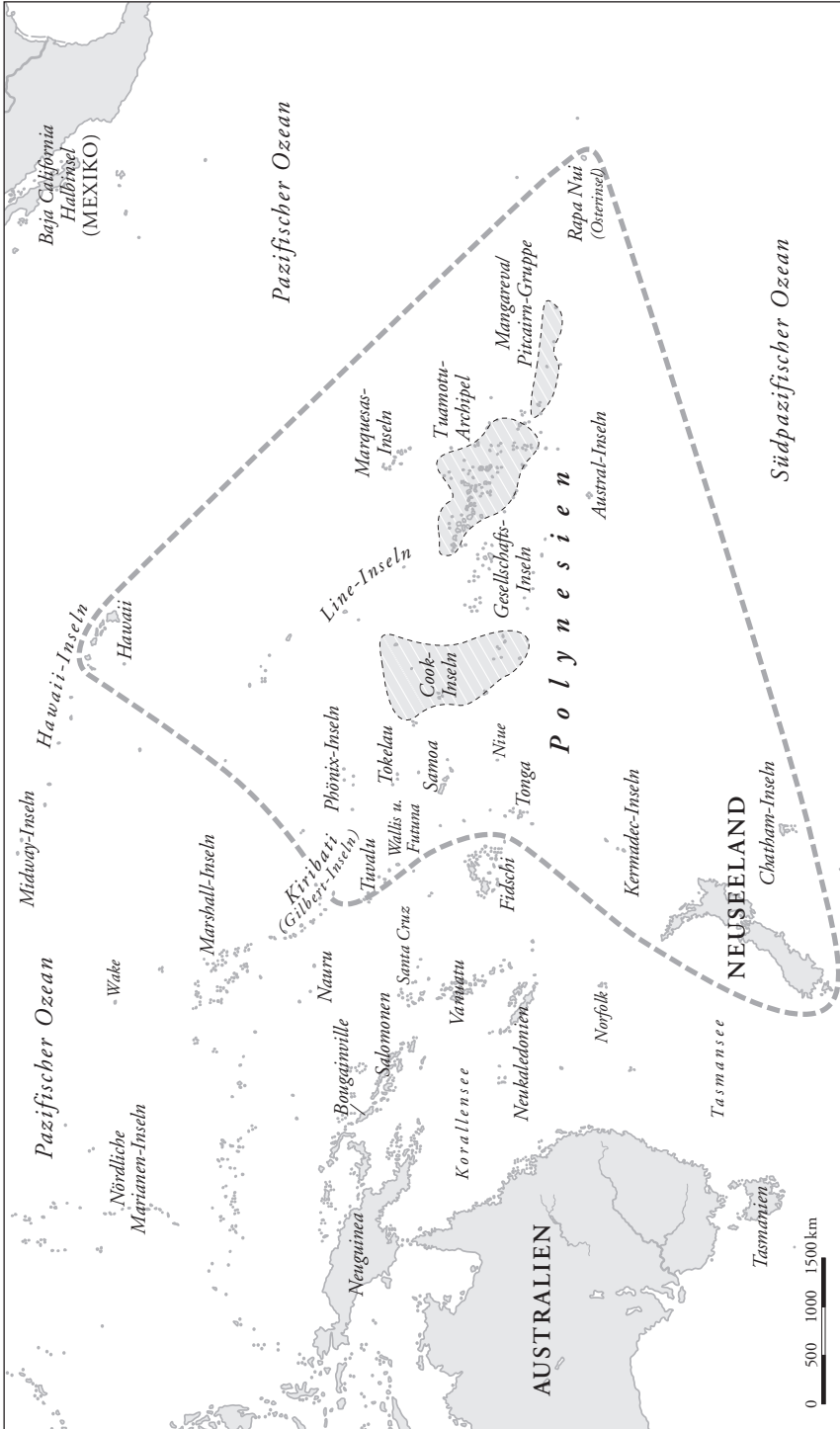
Atolle anzusteuern, ist in der Wissenschaft strittig.¹⁷⁰ Die ‹Traditionalisten› verweisen auf noch in jüngster Zeit vorhandene Kenntnisse und Fertigkeiten, die die Polynesier mindestens aus dem ‹Mittelalter› von Generation zu Generation weitergegeben haben sollen. Ein Zeuge dieser Navigationskunst wurde James Cook, der sich auf der ersten seiner Pazifikerkundungen 1768/1769 durch den Eingeborenen Tupaia von der Insel Raiat a begleiten ließ. Der ‹Lotse› berief sich bei seinem Wissen auf seinen Vater und konnte Himmel und Meer deuten.¹⁷¹ Von der Insel Tahiti aus geleitete er Cooks Schiff ‹Endeavour› durch die (von diesem so genannten) Gesellschaftsinseln und von dort rund 3000 Kilometer über die freie Meeresfläche bis Neuseeland. Die Methoden zur natürlichen Orientierung auf hoher See sind bekannt: ‹Bei Tageslicht half die Sonnenbahn den Navigatoren, Kurs zu halten. Beobachtungen der Richtung von Sonnenauf- und -untergang und die Sonnenposition am Mittag spielten eine wesentliche Rolle. Blieben sowohl die Sonne als auch die Sterne hinter Wolken verborgen, ermöglichten Beobachtungen von Wellen und D nung die Ortung. Im Pazifik gibt es verschiedene vorherrschende Windsysteme, die je nach Jahreszeit und Region variieren. Die bekanntesten sind die Passatwinde nah am Äquator und die Westwinde in den südlichen Breiten. Die ozeanischen Seefahrer planten ihre Reisen so, dass sie die besten jahreszeitlichen Windbedingungen ausnutzen konnten. Pazifische Navigatoren lasen auch die großräumigen, regelmäßigen D nungen, die von Winden herrühren, die Hunderte, wenn nicht Tausende Meilen entfernt wehten. Diese D nungen unterscheiden sich stark von den kurzen, steilen Wellen, die von lokalen Winden erzeugt werden. Einem tüchtigen Navigator war es auch möglich, aus der Beobachtung der Wellenformen die Stärke einer Strömung abzuschätzen.›¹⁷² Die Annäherung an eine Insel geben zuerst Wolkenbildungen zu erkennen: ‹Wenn die Sonne das Land erwärmt, steigt die warme Luft auf, bis sie die kühlere Luft der oberen Atmosphäre erreicht, wo sie zu einer Wolke kondensiert. Eine einzelne Kumuluswolke an einem ansonsten wolkenlosen Himmel ist ein sicheres Anzeichen für Land darunter. Das gilt auch bei bewölktem Himmel, denn diese Wolke wird sich nicht bewegen wie alle anderen.›¹⁷³ Lange bevor Inseln in Sicht kommen, künden auch Vögel von ihnen. Seeschwalben, Trottellummen und Fregattv gel fliegen bis zu 40 Kilometer  bers Meer, um Fische zu fangen, andere Arten gelangen auf der Futtersuche sogar doppelt so weit hinaus.

Ob es allerdings eine ungebrochene Tradition der Naturbeobachtung seit den Zeiten der Navigation ohne Geräte und Karten bis in die Moderne gegeben hat, wird noch diskutiert. Einige Forscher meinen, dass das Wissen nach der jeweiligen Kolonisation der Inseln verloren gegangen sei und in jüngeren

Epochen neu erworben werden musste¹⁷⁴; dafür spricht, dass die Bewohner mancher Eilande nur begrenzten Austausch mit anderen pflegten. Andere Forscher weisen darauf hin, dass ungewöhnlicher Mut verbunden mit herausragenden nautischen Kenntnissen für soziale Führungsaufgaben qualifizierte. Auf den Karolinen-Inseln befähigte vornehme Geburt zur Herrschaft, daneben mussten die Kandidaten aber auch ihre Eignung als Seefahrer (‘pelu’) nachweisen, um ihren Status zu erhöhen.¹⁷⁵ Beide Qualitäten verbanden sich mit der Zuweisung magischer Kräfte. Auch Cooks Gefährte Tupaia war der religiöse Anführer seiner Gruppe.¹⁷⁶

In der Pazifikforschung gilt als sicher, dass es für die meisten Inselbewohner nahezu unmöglich war, isoliert von anderen zu überleben.¹⁷⁷ Die vielen Inseln, die einmal besiedelt, bei Ankunft der Europäer aber schon aufgegeben worden waren, lagen offenbar zu weit entfernt von gängigen Seefahrtsrouten und hatten sich in ihren abseitigen Positionen als Teil der Ökumene nicht behaupten können. Wo sich aber die Menschheit von Insel zu Insel kettenartig ausbreitete und auf Dauer festsetzte, war gegenseitiger Austausch die Regel, nicht die Ausnahme. Inseln eines begrenzten, wenn auch manchmal Millionen von Quadratkilometern erfassenden Umkreises bildeten geradezu Netzwerke der Kommunikation.¹⁷⁸ So wird bei der ‘Lapita-Kultur’, die sich über mehr als 5000 Kilometer von West nach Ost übers Meer erstreckte, etwa ein halbes Dutzend Interaktionskreise unterschieden. Die Santa-Cruz-Inseln sollen sogar die Rückbindungen mit ihrer Mutterkolonie auf dem Bismarck-Archipel gepflegt haben; aus der wenigstens vorübergehend konstatierten Homogenität der Kultur wird abgeleitet, dass sich die verschiedenen Lapita-Populationen im Südpazifik als zusammengehörig empfunden haben müssen.¹⁷⁹

In Melanesien sind so viele Netzwerke nachgewiesen worden, dass sie inzwischen als typisch für die pazifische Inselwelt gelten. Besonders gut sind die archäologischen Nachweise für die Inseln rund um Papua-Neuguinea. In verschiedenen Inselgruppen wurde u. a. Keramik gegen Sago gehandelt. Offenbar entwickelten sich spezifische Handwerke aber weniger zum Zwecke materiellen Gewinns, sondern um mit den Produkten die Kontakte mit mehr oder weniger entfernten Nachbarn überhaupt aufrechterhalten zu können.¹⁸⁰ Teilweise beschränkte sich der Gabentausch nicht auf Handelsgüter, sondern schloss Menschen (Frauen und Kinder) und auch soziale Aktivitäten ein: Höflichkeiten und Festessen, Rituale und Tänze, Militärdienste und Marktverkehr. Marcel Mauss sprach von Systemen der ‘totalen Leistungen’, die er in der gesamten Welt Melanesiens und Polynesiens erkennen wollte.¹⁸¹ Entdeckt hatte die zirkulären Austauschsysteme der Sozialanthropologe Bronisław Malinow-



ski (1884–1942) auf den östlich von Neuguinea gelegenen Trobriand-Inseln (Massim); er überlieferte dazu den Namen ‚Kula‘, was wohl ‚Ring‘ bedeutet.¹⁸² Die Bewohner von 18 Inseln tauschten in gegenläufigen Schenkungszirkeln Armbänder aus Kreiselschnecken und Halsketten aus Klappmuscheln. Der Kula sei aber nur die Hauptform der Geschenkpraxis, denn das gesamte wirtschaftliche und private Leben der Trobriander (und einiger ihrer nächsten Nachbarn) sei von dem System von Leistungen und Gegenleistungen bestimmt gewesen. Welche historische Tiefe allerdings den Beobachtungen der modernen Feldforschung zugemessen werden kann, ist offen. Auch wenn die Existenz von Austauschsystemen zwischen Inseln eines begrenzten Umkreises kaum zu bezweifeln ist, wird in der neueren Forschung doch darauf hingewiesen, dass der ‚Kula‘ erst nach der ‚Befriedung‘ der Kolonisation entstanden und deshalb eine moderne Einrichtung sei. Tatsächlich hat man noch für die 1970er Jahre einen Kula-Ring beobachtet.¹⁸³

Sichere historische Anhaltspunkte können naturwissenschaftliche Untersuchungen bieten. Dem Gestein von Breitbeilen von den Cookinseln lässt sich beispielsweise entnehmen, dass es von dem rund 1200 Kilometer entfernten Samoa (genauer Tutuila) stammte. Auf Aitutaki beziehungsweise Mauke sind derartige Hinterlassenschaften aus der Zeit zwischen 1225 und 1446 nachgewiesen.¹⁸⁴ Die südlichen Cookinseln brachten auch selbst unterschiedliche Gesteinsarten hervor, die bei schlechterer Qualität nur vor Ort verarbeitet wurden, sonst aber als Exportgut im engeren Umkreis taugten. Besonders galt das für die Äxte von Rarotonga, die sich auf den Nachbarinseln Aitutaki, Atiu, Mitiaro, Mauke und Mangaia fanden. Die Belege korrespondieren wenigstens teilweise mit den Funden der Perlenmuschel ‚*Pinctada margaritifera*‘, die in ganz Ostpolynesien zu Angelhaken verarbeitet wurde. Allerdings lässt sich die Interaktion der südlichen Cookinseln zur Zeit noch nicht genauer datieren als die Importe aus Samoa, da die meisten Äxte auf offener Erde gefunden wurden.¹⁸⁵

Polynesisches Dreieck mit Kontaktkreisen

Im Pazifik gab es erstaunlich weitläufige Kommunikations- und Handelsnetze. Ein Beispiel ist in Südostpolynesien die Gruppe der bewohnbaren Inseln Mangareva, Pitcairn und Henderson, die 500 bzw. 650 Kilometer Wasserwege voneinander trennen. Die Siedler der drei Atolle waren nach 1000 u. Z. von den Marquesas- oder den Gesellschaftsinseln gekommen, die ihrerseits rund 1500 Kilometer von Mangareva entfernt waren.

Ein veritables Handelssystem mit drei ostpolynesischen Inseln zwischen etwa 1000 und 1450 haben die Archäologen Marshall I. Weisler und Richard Walter sowie der Evolutionsbiologe Jared Diamond nachgewiesen.¹⁸⁶ Dabei geht es um Mangareva, Exponent der Gambierinseln, sowie die kleinen Inseln Pitcairn und Henderson.¹⁸⁷ Pitcairn ist durch die Meuterer der ›Bounty‹ von 1790 bekannt geworden; sie eignete sich für diese als Versteck vor der britischen Marine, weil sie unbewohnt war, aber die Flüchtlinge stießen auf Werkzeuge und andere Artefakte aus der Steinzeit. Mangareva, Pitcairn und Henderson sind überhaupt die einzigen bewohnbaren Inseln Südostpolynesiens; alle anderen Erhebungen über den Meeresspiegel sind nur flache Atolle, die sich allenfalls für kurze Besuche eignen. Mangareva, die westlichste der drei, liegt schon mehr als 1500 Kilometer von den nächsten großen Inseln, den Gesellschaftsinseln mit Tahiti im Westen und den Marquesas-Inseln im Nordwesten, entfernt; noch einmal 500 Kilometer südöstlich von ihr ragt Pitcairn hervor, von wo ›nur noch‹ 150 Kilometer Wasserfläche bis Henderson zu überbrücken waren. «Mangareva und seine Nachbarn waren also selbst in der abgelegenen östlichen Hälfte Polynesiens nochmals isolierte Außenposten.»¹⁸⁸

Die ersten Siedler kamen entweder von den Marquesas- oder von den Gesellschaftsinseln, die selbst um 1000 von der ostpolynesischen Migration erfasst worden waren. Der Austausch zwischen den drei Inseln war für ihre Bewohner nahezu lebensnotwendig, da jede von ihnen natürliche Defizite aufwies. Am ehesten auskömmlich war das Dasein auf Mangareva; die Insel maß 15,4 Quadratkilometer und konnte mit ihren natürlichen Ressourcen mehrere tausend Menschen ernähren. Den größten Reichtum bot hier das Meer. Eine durch Korallenriffe geschützte Lagune von fast 25 Kilometern Durchmesser garantierte den Fischern reichen Fang, vor allem aber eine üppige Ernte beim Sammeln der Großen Seepermuscheln. Diese Austern waren essbar, und ihre zwanzig Zentimeter langen Schalen eigneten sich zum Schnitzen nicht nur der Angelhaken, sondern auch von Gemüseschälern und Schmuckgegenständen. Auf dem Lande selbst wurden die Abhänge zum Anbau von Süßkartoffeln oder Yamswurzeln genutzt, Taropflanzen konnten auf Terrassen durch Quellen und Bäche bewässert werden. Allerdings mangelte es Mangareva an hochwertigem Gestein für Äxte und andere Werkzeuge.

Aushelfen konnte die wesentlich kleinere Vulkaninsel Pitcairn. Sowohl vulkanisches Glas, das sich als scharfes Werkzeug nutzen ließ, als auch feinkörniger Basalt finden sich reichlich. Andererseits war Landwirtschaft wegen der steilen Berge und schmalen Ebenen kaum möglich; es fehlten auch Muschel-

bänke und ertragreiche Fischgründe. Vermutlich lebten auf Pitcairn deshalb zu mittelalterlicher Zeit jeweils nicht mehr als einhundert Bewohner.

Die dritte Insel, Henderson, ist 36 Quadratkilometer groß und nicht vulkanischen Ursprungs wie die beiden anderen, sondern ein Korallenriff. Hier fehlen Basalt und anderes Gestein für die Herstellung von Werkzeugen; ein noch größeres Problem ist die schlechte Verfügbarkeit von Süßwasser, denn Bäche und Quellen sind nicht vorhanden, während der poröse Kalkstein des Untergrunds den Regen rasch aufsaugt. Dass die heute unbewohnte Insel während des mittelalterlichen Jahrtausends dennoch von einigen Dutzend Menschen besiedelt war, konnte durch ergrabene Menschenknochen, darunter auch von Kindern, und eine fast zehntausend Quadratmeter deckende Abfallgrube nachgewiesen werden. Die wichtigste, und zugleich eine ungewöhnlich reiche Nahrungsquelle war das flache Wasser eines Riffs, in dem Hummer, Krebse, Tintenfische, verschiedene Fischarten und Muscheln lebten. Nährstoffe versprach ferner ein Nistplatz für Schildkröten, die alljährlich zwischen Januar und März an Land kommen, um ihre Eier abzulegen. Früher brüteten auf Henderson auch viele Arten von Seevögeln; die Kolonien von mehreren Millionen Sturmvögeln waren so ausgedehnt, «dass einhundert Menschen jeweils einen Vogel pro Tag verzehren konnten, ohne den Bestand der Kolonie zu gefährden».¹⁸⁹

Ausgrabungen auf den drei Inseln haben gezeigt, dass Rohstoffe (Gestein, Austernschalen, vulkanisches Glas) aus Mangareva nach Henderson kamen und Pitcairn beide Partner wohl aus seinem Steinbruch Down Rope belieferte. Über Mangareva dürften Schweine, Bananen, Taro sowie andere wichtige Nutzpflanzen nach Pitcairn und Henderson eingeführt worden sein. Das von der Natur benachteiligte Henderson könnte dafür lebende Meeresschildkröten abgegeben haben, die als Luxuslebensmittel geschätzt und wohl den Häuptlingen vorbehalten waren. Auch die roten Federn der Papageien, Rotlatz-Fruchttauben und Rotschwanz-Tropikvögel kamen als Handels- oder Tauschgut Hendersons in Betracht. J. Diamond weist ferner darauf hin, dass die kleinen Populationen von Pitcairn und Henderson zu ihrem Überleben auf den Austausch mit Sexualpartnern der anderen Inseln angewiesen waren, so dass das Handelsnetz gewiss durch regelmäßige Heiratsmigrationen ergänzt wurde.¹⁹⁰

Die südostpolynesische Inseltrias war ihrerseits in einem größeren Bezugssystem verankert. Nach Weilers chemischen Untersuchungen am Basalt stammten unter 19 Äxten von Mangareva zwei aus einem bestimmten Bruch der Marquesas- und eine weitere von den Gesellschaftsinseln. Die besondere Machart weiterer Werkzeuge bekräftigt die Abhängigkeit Mangarevas von der sehr viel

größeren Inselgruppe nördlich von ihr. Der Höhepunkt des Handelsverkehrs scheint hier zwischen 1100 und 1300 u. Z. gelegen zu haben. Um 1500 kam jedoch der gesamte Austausch zum Erliegen, und Mangareva verlor seine Schlüsselrolle als Drehscheibe. Als 1606 Europäer Henderson entdeckten, war es menschenleer, und vermutlich war Gleiches auf Pitcairn auch schon lange vor 1790 der Fall. Die Ursachen für Niedergang und Entsidlung sieht Jared Diamond in Zerstörungen der Umwelt.¹⁹¹

In zwei Fällen entwickelten sich aus dem Gefüge mehrerer Inselgesellschaften im Pazifik hierarchische Netzwerke mit einem Zentrum. Yap in West-Mikronesien (Palau) und Tonga zwischen Fidschi und der Grenze zu Polynesen werden teilweise sogar als «Imperien», mindestens aber als «Staaten» angesprochen.¹⁹² Beide gehörten in den gleichen Siedlungszusammenhang, wenngleich Yap erst etwa tausend Jahre später als Tonga von diesem erfasst wurde. Charakteristisch ist die Dominanz der jeweiligen Zentrale über einen ganzen Archipel oder eine weitverstreute Kette von Inseln; das Schlüsselphänomen waren Tribute der Abhängigen an die politischen Führer, wobei sich im Falle Yaps die Herrscher auf die Entgegennahme und Redistribution der Güter beschränkten, während Tonga selbst in der Seefahrt aktiv wurde.

Als Quellen stehen bei Tonga archäologische Funde, mündliche Traditionen und ethnohistorische Überlieferungen zur Verfügung.¹⁹³ Hier hat demnach um 1200/1300 ein Dynast mit dem Titel Tu'i Tonga mehrere Eilande um die Hauptinsel Tongatapu in ein politisches Gesamtsystem integriert; die Genealogien führen 39 Träger des Titels aus 35 Generationen an und legen eine Herrschaft von ungefähr 700 Jahren Dauer nahe. Noch James Cook beschrieb 1777 Tonga als «kleinen Staat» mit einem gut durchdachten Regierungssystem, in dem Häuptlinge oder hochrangige Beamte für die Kontrolle der Bevölkerung, die landwirtschaftliche Produktion und den Unterhalt des Tu'i Tonga, der von dem Gott Tangaloa Eitumatupua abstamme, verantwortlich waren. Wie europäische Augenzeugen berichten, kam dem Tu'i Tonga in der Hauptstadt Mu'a/Lapaha ein durch einen tiefen Graben abgezäuntes Gelände als Residenz zu. Auch die Grablage der Herrscher und seiner Angehörigen war ausgezeichnet und seit etwa 1300 auf einem Fundament rechteckig zugeschlagener Kalksteine errichtet; das Grabmal selbst erhob sich in bis zu fünf übereinander angeordneten Terrassen («langi», in tonganischer Sprache für «Himmel»). Nach mündlicher Überlieferung überließ der 24. Tu'i Tonga um 1550 die Verantwortung für die praktische Regierung und den Unterhalt seiner selbst seinem jüngeren Bruder mit dem Titel Tu'i Ha'atakalaua; auch dieser erhielt in der Hauptstadt einen eigenen Bezirk, für den 200 000 Kubikmeter Baumaterial an der

Küste aufgeschüttet wurden. Seine Residenz schloss Hafen und Kai ein, wo die Tribute und Geschenke angelandet und abgeliefert wurden. Der Tu'i Ha'atakalaua war dann für die Verteilung der Einkünfte zuständig, wobei aber dem Tu'i Tonga nach wie vor der größte Anteil reserviert blieb. Um 1650 wurden die Regierungsgeschäfte einer weiteren Nebenlinie übertragen.

Die Führer von Tonga kontrollierten den Fernhandel und Gütertausch durch Besitz der großen Doppelkanus, die im Verkehr des Archipels Kostbarkeiten wie wertvolle Matten, Ornamente aus Muschelperlen, Sandelholz, rote Federn und Bräute für die Häuptlinge transportierten. Bis zum 30. Tu'i Tonga kamen die Frauen der Herrscher aus Samoa, danach aus den mit der Regierung beauftragten Nebenlinien. Die Herrscher waren polygam; von dem 29. Tu'i Tonga namens Uluakimata (um 1600) wird berichtet, er habe drei Hauptfrauen gehabt, die 200 Nebenfrauen mitbrachten. Umgekehrt verheirateten die Tu'i Tonga ihre Töchter an Häuptlinge der Fidschi oder überhaupt nach auswärts. Wie groß der Radius der Tonga-Hierarchie war, lässt sich daran ablesen, dass Tongapatu von Samoa beziehungsweise Fidschi 860 und zwischen 430 und 740 Kilometer entfernt lag. Für Ausländer gab es in der Hauptstadt selbst, und zwar in der Umgebung der Herrscherresidenzen, eigene Wohnbezirke.

Der Staat von Tonga hat im Pazifik einzigartigen Rang, der sich seit etwa 1250/1350 insbesondere in seiner Steinarchitektur manifestiert. Von hier aus scheint sich der Typ herrscherlicher Repräsentation durch Steinpyramiden in ganz Westpolynesien verbreitet zu haben. Die größte prähistorische Anlage auf 'Uvea, bestehend aus Basaltblöcken, scheint seinem Namen 'Kalafilia' nach zu urteilen auf tonganischen Ursprung zu verweisen. Ähnliches gilt für die 'mounds' Pulemelei auf Samoa und Risunu auf Rotuma. Auch die Verbreitung von Steinäxten aus samoanischem Basalt und leistungsfähigen Basaltwerkzeugen aus Tutuila seit ca. 1200 könnte mit dem Austauschsystem und der politischen Dominanz von Tonga zusammengehangen haben.

Megalithische Anlagen sind ebenfalls auf den Marianen-Inseln nordöstlich von Palau erhalten. Die Marianen waren um 1500 v. u. Z. erstmals von den Philippinen aus besiedelt worden,¹⁹⁴ während die steinernen Anlagen um 1000 u. Z. datieren.¹⁹⁵ Diese bestehen aus bis zu 35 Tonnen schweren, übereinander geschichteten Steinblöcken, die aus einem Bruch in der zugehörigen Insel Rota stammen sollen. Neue Datierungen gehen bis zum Jahr 845 u. Z. zurück.¹⁹⁶ Die 'latte' genannten Pfeiler tragen je eine steinerne, oben abgeflachte Halbkugel und sind anscheinend wahllos über verschiedene Inseln verteilt. Ihr Zweck ist strittig; erwogen wird die Verwendung beim Hausbau (von

Häuptlingen oder untereinander konkurrierenden Stammesführern) und bei Grabanlagen.

Viel anspruchsvoller sind die ungefähr gleichzeitigen Anlagen auf den Vulkaninseln Kosrae und Pohnpei (Ponape), die zu den Karolinen gehören. Auf Kosrae stießen die Europäer 1824 auf eine Stadt, die Leluh genannt wurde; sie war gegliedert durch Straßen, Kanäle sowie eindrucksvolle Mauerwerke, die die Wohnareale eines Königs, größerer und kleinerer Herren, gemeiner Leute und Sklaven eingeschlossen haben sollen. Andere Areale dienten als Grabstätten. Leluh selbst war auf einem künstlich mit Baumaterial aufgeschütteten Korallenriff errichtet und umfasste etwa 27 Hektar; seine Entstehung wird unterschiedlich datiert (um 1250 oder um 1400?).¹⁹⁷

Weit übertroffen wird die Fundstätte Kosrae im Archipel der Karolinen durch Pohnpei, genauer gesagt durch deren Nebeninsel Temwen.¹⁹⁸ Einer der ersten westlichen Entdecker war der Ire James F. O'Connell, der dort als Schiffbrüchiger um 1826 aufgegriffen worden war.¹⁹⁹ Hier befanden sich ebenfalls Statusbauten und Häuptlingsgräber, aber wichtiger sind 95 wiederum auf einem Korallenriff von Menschenhand geschaffene, durchschnittlich fußballfeldgroße Inseln, die zusammen die Siedlung Nān Matōl bilden und von mächtigen Basaltmauern umgeben sind. Auch hier schwankt die Datierung; einige Befunde deuten auf die Mitte des 8. Jahrhunderts, andere auf die Zeit um 1180, auf 1260/1295 und 1380, jedenfalls also auf das «mittelalterliche Jahrtausend». Mit Nān Matōl verbinden sich mündliche Traditionen. Danach habe es sich um das Werk einer Fürstendynastie, der Saudeleurs, gehandelt, der es in einer Reihe militärischer Auseinandersetzungen gelungen war, die Bevölkerung von Pohnpei selbst zu unterwerfen. Die Anlage habe der Separierung einer Herren- und Priesterschicht von der übrigen Bevölkerung gedient; sie sei also keine Stadt im geläufigen Sinne, sondern ein abgegrenztes Ritualzentrum mit Wohnstätten für die politisch-religiöse Elite gewesen. Unterscheiden lassen sich die künstlichen Inseln nach den jeweiligen Funktionen. Nān Tau āš stellt sich beispielsweise als gigantische Grabplattform der Saudeleurs dar, Pān Katerāra als deren Residenz mit Wohnhöfen, Badeteich, privatem Altar und einem Komplex für die Leibwache. Während die Häuser und Hütten wohl aus Holz oder anderem vergänglichem Material errichtet wurden, lassen sich hier noch Erdöfen nachweisen. Das Gehäuse von zwei Tritonschnecken, das ausgegraben werden konnte, dürfte als Trompete beim religiösen Zeremoniell verwandt worden sein.

Genau überliefert ist das Schildkrötenopfer, und zwar im Kontext seiner um 1820 zu datierenden Aufhebung. So wird erzählt: «Also geschah mit der

Schildkröte, einem Meertier, dem wir Matölenim-Leute einst zu opfern pflegten und das wir Nānūšünšāp' nannten. Wir zogen zum Fang aus; hatten wir eine, brachten wir sie her und setzten sie in einen Teich bei Ūšentau, der Pāšēit heißt. Dort hielten wir sie bis kurz vor dem Opfer. War der Opfertag gekommen, fuhren etliche Priester im Kanu nach Pāšēit, holten die Schildkröte und brachten sie nach Tšamuñ, nach der Stätte am Strande Šākarenā. Dort wurde sie blitzsauber gewaschen; man holte Kokosöl und salbte die Schildkröte damit; dann behingen sie das Tier mit Schnüren und Schmucksachen. Darauf stellten sie sie aufrecht im Kanu hin. Zwei Männer setzten sich nieder und stützten sie, einer von rechts, einer von links (...). Tauk Matölenim stand im Kanu und hielt die Schulter der Schildkröte fest. Er musste die Schildkröte scharf anschauen, damit beide zugleich mit den Augen zwinkerten. Denn wenn das Tier mit den Augen zwinkerte, musste auch Tauk zwinkern (...). Sie fuhren mit dem Kanu bis Nānuéi; dort hoben sie die Schildkröte hoch und warfen sie auf den Stein nieder, das taten sie einmal. Nun fuhren sie nach Itet. Auf dem Tö en Itet [Kochhügel] wurde ein Kochfeuer entzündet. Dann holten sie die Schildkröte aus dem Kanu und schafften sie nach Itet hinein. Nānekēi nahm eine Holzkeule und zerschmetterte die Kehle der Schildkröte; sie starb. Nun wurde sie ausgeweidet; in folgender Weise wird ausgeweidet: Nānšaum holte einen Stein aus dem Herde und legte ihn auf die Brust der Schildkröte, damit die Schale weich würde; dann nahm er eine Perlschale und schnitt sie damit auf, denn früher gab es in Ponape keine eisernen Messer; aus Perlschalen machten sie ihre Messer. Dann holte man die Eingeweide sämtlich heraus. Der Kochherd wurde bereit gemacht und die Schildkröte hineingelegt. Dann deckte man den Herd zu. Nun überließ man den Herd sich selbst, bis das Tier gar war; Nalaim holte alsdann die gerösteten Eingeweide und brachte sie in die Steinsetzung von Itet, um damit [die heilige Muräne] Muān šamöl zu füttern. Wenn Nalaim die gerösteten Eingeweide der Schildkröte brachte und Muān šamöl aus seinem Loch herauskam, sprach Nalaim zuvor einige Beschwörungen, damit er ihnen wohlgesinnt war. Darauf kroch er in das Loch zurück. Nalaim gab ihm nun die Eingeweide. Er fraß sie. Wenn Nalaim aus der Steinsetzung zurückkam, wurde der Ofen geöffnet. Nach der Öffnung brachten sie das Tier zu [dem Oberhäuptling und Oberpriester] Išibau. [Die Bootsleute] Nānapās und Nalaim erhoben sich, um sie zu zerlegen. Wenn die Brust abgelöst wurde, stellten sie die Schildkröte aufrecht hin. Der Nānamárikī sprach ein Gebet. Nalaim hob die Brust der Schildkröte hoch und schwang sie viermal durch die Luft. Darauf legte er sie vor Išibau nieder. Nun wurden die Stücke der Schildkröte verteilt. Nānapās und Šöpān verteilten die Stücke an

den Nānamárikí und sämtliche Priester; kein anderer durfte davon essen als nur die Priester; auch durfte kein gemeiner Mann oder eine Frau den Versammlungsplatz betreten, denn sie waren sehr heilige Leute. So wurden die Opfer zu allen Zeiten dargebracht bis zur Regierung des Išibau, dessen Totenname Lūk en Muí’u ist. Seit jener Zeit wurden die Opfer im Stamme Matölenīm eingestellt, denn damals wurde der Anfang mit dem Aufheben gemacht, weiterhin Opfer zu bringen. Ein Priester nämlich, der den Titel Nānekéi hatte, bekam eines Tages keinen Bissen Schildkröte. Darüber wurde er zornig. Heulend verließ er die Stätte und begab sich nach Kapīna oberhalb Takai’u nach dem Orte Pišon. Er überlegte sich, aufs Riff hinauszugehen nach der Uap genannten Stätte bei den Brechern und viele Aale totzuschlagen. Die trug er dann nach Kapīna; hier kochte er sie und verzehrte sie. Davon erfuhren etliche Häuptlinge. Sie ergrimten, da Nānekéi ihr Heiligtum vernichtet hatte, denn seit altersher durfte niemand den Fisch berühren. Sie versammelten sich und kamen überein, ihren Bund aufzulösen, den Nānekéi bereits zerstört hatte. Seit der Zeit wurde das Opferfest in Matölenīm eingestellt: Vier Jahre später starb Nānekéi; Opfer wurden bis zum heutigen Tage nicht mehr in Matölenīm gebracht.»²⁰⁰ Bis zu ihrem Ende hatte die Kultpraxis das Reich von Nān Matöl noch fast zweihundert Jahre überlebt, denn dieses wird um 1650 datiert; der Mythos besagt, dass es der Bastard einer Herrscherin und des Donnergottes zerstört habe.

Um dieselbe Zeit, und das heißt kurz vor ihrer Entdeckung durch den niederländischen Seefahrer Jacob Roggeveen am Ostertag (5. April) 1722, ging auch die Kultur der polynesischen Osterinsel (Rapanui) zugrunde; dabei hatten sich einheimische Militärführer gegen die traditionelle Herrschaft mehrerer Häuptlinge und Priester erhoben, aber der eigentliche Grund war eine dramatische Versorgungskrise auf der ausgepowerten Vulkaninsel.²⁰¹ Diese zu verlassen war unmöglich; es scheint nicht ein einziges hochseetaugliches Schiff gegeben zu haben, vermutlich aus Mangel an Holz. Allerdings lag die Osterinsel auch denkbar einsam, 2100 Kilometer entfernt von Pitcairn im Westen und 3700 Kilometer von der Küste Chiles im Osten. Schon lange, vielleicht seit der ersten Besiedlung im 13. Jahrhundert, war die Insel «im Pazifik ebenso isoliert wie die Erde im Weltraum».²⁰² Zwar lassen sich in Rapanuis Kultur gewisse Einflüsse älterer polynesischer Traditionen erkennen,²⁰³ aber stärker wurde sie von ihrer extrem abseitigen Lage geprägt, die eine erstaunliche Überlebensfähigkeit ohne Außenkontakte entwickelt hatte.

Nach mündlicher Überlieferung der Eingeborenen war die Osterinsel etwa in ein Dutzend Territorien unter der Herrschaft je einer Sippe oder Familie

aufgeteilt.²⁰⁴ Jedes von ihnen hatte Anteil an der Küste und reichte wie ein Tortenstück zulaufend bis ins Landesinnere. Die etwa 163 Quadratkilometer große Insel hat die Form eines Dreiecks mit Vulkanen an den Spitzen, während sich an den Meeresseiten zahlreiche künstliche steinerne Plattformen hinziehen; sie wiegen zwischen 300 und 9000 Tonnen. Im Ganzen zählt man ungefähr 300 dieser Podeste, die als «ahu» bezeichnet werden. Ihr Fundament bildet aufgeschüttetes Geröll, das auf vier Seiten von Basaltblöcken zusammengehalten wird. Im hinteren Teil wurde die Asche der Toten beigesetzt; im Unterschied zu allen anderen Polynesiern praktizierten die Insulaner nämlich die Kremation für die Bestattung. Jedes «ahu» gehörte einer der Häuptlingsfamilien. Auf ihnen errichtete man eine oder mehrere menschliche Statuen; sie zeigen ausschließlich männliche Körper, Köpfe mit langen Ohren, den Rumpf aber ohne Beine, und sind vier bis sechs, manche bis um die zwanzig Meter groß. Genau 393 Statuen, die ursprünglich auf den Plattformen standen, sind gezählt worden; alle stammten aus dem im Osten liegenden Steinbruch Rano Raraku, wo sie mit steinernen Pickeln, Bohrern und Hämmern aus der Vulkanwand herausgemeißelt worden waren. Noch heute liegen knapp 400 Bildwerke in unterschiedlichem Zustand der Bearbeitung herum; an der Zugangsstraße abgesetzt wurden weitere 97, die offenbar nicht mehr zu ihrem Bestimmungsort gelangen konnten. Die Monumentalbildsäulen – «moai» – waren für die «ahu» bestimmt. Wie diese Steinzeitmenschen ohne Wagen und Zugtiere, ohne Kräne und Werkzeuge aus Metall, also nur mit ihrer Muskelkraft die Aufstellung bewältigten, ist heute kaum nachvollziehbar. Die «moai» auf den größten «ahu» wurden manchmal zusätzlich mit einem Zylinder aus Rotschlacke ausgestattet, der selbst bis zu zwölf Tonnen wog. Die trommelartigen Aufsätze sollten vielleicht einen Schmuck aus roten Vogelfedern und ein Herrschaftszeichen imitieren, wie sie in ganz Polynesien verbreitet waren. Der Stein stammte aus einem eigenen Bruch; die zweiteilige Form der Säulen erinnert an die «latte» der Marianen.

Die «moai» stellten die Ahnen der Herren dar; sie waren dem «ahu», dem Inselinnern zugewandt; die umgekehrte Aufstellung zum Wasser hin wäre plausibel gewesen, wenn die Bewohner Besucher oder gar Feinde von außen erwartet oder selbst in See hätten stechen wollen. Aber die Rapanuier waren keine «Fischmenschen», sondern zur Existenz der «Landtreter» verurteilt.

Als die Europäer anlandeten, waren alle «moai» umgestürzt und bei vielen von ihnen offenkundig bewusst der Kopf vom Rumpf getrennt. Die totale Entwaldung der Insel, die auch die Nutzpflanzen absterben ließ und den Vögeln die Nahrungsgrundlage raubte, der so verursachte Mangel an Holz, der

den Bau größerer Boote für einen reichen Fischfang unmöglich machte – ganz zu schweigen von Expeditionen nach Pitcairn –, hatten, wie Jared Diamond schreibt, zu einer langandauernden Hungersnot geführt, die das religiös-politische Herrschaftssystem delegitimierte. Ein Militärputsch zerstörte um 1680 das politische Gleichgewicht zwischen den führenden Familien; um ihren Mangel an Proteinen auszugleichen, musste die Bevölkerung sogar zum Kannibalismus übergehen. Jetzt wurden kleine Statuen geschaffen, die hungernde Menschen mit hohlen Wangen darstellten; und als James Cook 1774 die Insel besuchte, fand er auffällig kleinwüchsige, magere und ängstliche Bewohner vor, die die hölzerne Konstruktion der großen europäischen Schiffe in Aufregung versetzte.

Rapanui war der östlichste Außenposten der austronesischen Sprachfamilie, sein westlicher Antipode Madagaskar mit den Komoren vor dem afrikanischen Moçambique.²⁰⁵ Hierhin scheinen austronesisch sprechende Siedler, wohl als erste Menschen überhaupt, über den Indischen Ozean gekommen zu sein. Die Forschung streitet über die Route und den genauen Zeitraum, meistens nimmt man die Zeit zwischen dem 5. und 8. Jahrhundert u. Z. an.²⁰⁶

Die Fremde der europäisch-afrikanisch-asiatischen Ökumene

Aus der Sicht Eufraasiens, wie sie sich in der indischen und ostasiatischen, lateinchristlichen und muslimischen Kartographie spiegelt, gab es im «mittelalterlichen Jahrtausend» neben der eigenen Lebenswelt andere Areale, die von Menschen besiedelt oder unbesiedelt, unzugänglich oder mindestens durch große Gewässer isoliert waren. Das entsprach auch der Realität der globalen Besiedlung während dieser Zeit. Ob das Wissen der Kartenzeichner deshalb abgesunkenen Erfahrungen früherer Generationen oder bloßer Phantasie entsprungen war, muss dahingestellt bleiben. Sicher ist indessen, dass sich in den beiden Amerikas sowie im Pazifik zahllose Sonderwelten entfalteten, die, abgesehen von Mesoamerika, nur sehr selten miteinander im Austausch standen, so dass tatsächlich unterscheidbare Kulturareale entstanden. Andererseits blieb kaum einmal eine Menschenwelt jahrhundertlang von anderen so isoliert, wie es offenbar für die Osterinsel angenommen werden muss.

Im Vergleich zu den anderen Welten tritt Eufrasien nicht nur als kompakte, selbst durch Gewässer eher verbundene als getrennte Landmasse, sondern dementsprechend auch durch ungemein dichten Austausch von Menschen, Gütern und Ideen hervor. Dieser führte zwar zum Ausgleich und zu Anpassungen, aber durch den großen Reichtum an divergierenden Anregungen auch zu einem neuen Reichtum kultureller Hybride. So verschieden die Ergebnisse waren, die die Bewältigung des Lebens zwischen Atlantik und Pazifik, von der Arktis bis zum Regenwald hervorbrachte, so war diesen zu- meist doch gemeinsam, dass sie Anregungen von ganz nah ebenso aufnehmen konnten und aufgenommen haben wie von ganz fern. Auch wenn die Besiedlung des Pazifik von Ostasien aus im «Mittelalter» weiterging und vollendet wurde und einzelne Europäer bis Amerika vorstießen, blieben die Kontinente und Inseln jenseits der trikontinentalen Welt von diesen Potentialen für

Eufrasien ausgenommen, sie waren auf sich selbst bezogene Kraftzentren und für die Bewohner Europas, Asiens und Afrikas eine Welt ohne Anschauung, die Fremde schlechthin.

III.

EUFASIEN: VERKNÜPFUNGEN IN DER TRIKONTINENTALEN MENSCHENWELT

Herodot amüsierte sich: Wer zu wissen behauptete, dass der Ozean die Erde umfließe, und sie in einem Kreis zeichne, sei ohne Verstand. Von Asien sei nur die Grenze westlich von Persien bekannt, aber nach Osten zu sei in Indien Schluss; die jenseits davon gelegene Ödnis vor Sonnenaufgang kenne niemand. Und von Europa gelte Gleiches; keiner könne sagen, ob es im Norden und im Osten ans Meer grenze. Anderes konnte Herodot nur von Afrika (‹Libyen›) melden. Diesen Weltteil hätten die Phönizier mit ihren Schiffen umrundet, indem sie vom Land der Pharaonen über das Rote ins ›südliche‹ Meer vorstießen und an den ›Säulen des Herakles‹ vorbei im ›nördlichen Meer‹ wieder Ägypten erreichten.¹ Allerdings kann Herodot aus Halikarnassos in Kleinasien weder etwas über die ozeanischen Küsten Afrikas noch über die gefährvolle Passage im äußersten Süden sagen.

Für die Wissenschaft besteht kein Zweifel, dass ›Afro-Eurasien‹ oder ›Eufrasien‹² – die tatsächlich zusammenhängenden Kontinente – schon seit der Antike von Menschen bis zu den Meeren erschlossen war. Wo endete aber im ›Mittelalter‹ hier die Menschenwelt, wenn man sie im Sinne der Globalgeschichte als eine Gesellschaft umfassender Vernetzung versteht? Die neue Forschung hat uns gelehrt, die Vorstellung vom Raum als einem ›Container‹ aufzugeben, in dem sich Sachen befinden und Lebewesen bewegen; vielmehr seien es die Beziehungen der Menschen selbst, die Räume konstituieren.³ Wo

haben demnach Menschen des sogenannten Mittelalters die Grenzen eines Raumes markiert, in dem sie mit den anderen Bewohnern der trikontinentalen Ökumene direkt oder indirekt verbunden waren? Und wo lebten Menschen so abgeschieden am Rande Eufraasiens, dass sie wohl mit Nachbarn ihres beschränkten Wirkungskreises, aber nicht über die Knoten des globalen Netzes mit fernen Artgenossen Kontakt aufnahmen oder gar pflegten? Zur Beantwortung dieser Fragen soll zuerst von diesen abgelegenen Gebieten die Rede sein, bevor dann die Reichweite von Herrschaften, Religionen und Fernhandel aus der Mitte der drei Kontinente zu prüfen ist.

Zwischen den losen Enden des Netzes: Schwarzafrika und arktische Küstenländer

Im Allgemeinen vermeidet die Geschichtswissenschaft einen geographischen Determinismus, also die Ableitung besonderer historischer Lebensweisen von natürlichen Umweltbedingungen.⁴ Bei Afrika kann man sich allerdings den Argumenten für die tiefgreifenden Wirkungen von Klima und Bodenbeschaffenheit kaum entziehen.⁵ Evident ist dies bei der Sahara, die den Kontinent nördlich des 15. Breitengrades vom Atlantik bis zum Roten Meer teilt; der fast regenlose Wüstengürtel erstreckt sich sogar im Osten darüber hinaus auf die Arabische Halbinsel und nach Syrien, Jordanien, Turkestan sowie in den Norden des Himalayagebirges und endet in der zentralasiatischen Wüste Gobi.⁶ In der Sahara selbst erlaubte in Antike und Mittelalter der geringe und unregelmäßige Niederschlag immerhin die Ansiedlung in Oasen; die Bewohner lebten von der ertragreichen Ernte genügsamer Dattelpalmen, der Weidewirtschaft von Schafen und Ziegen sowie der Leistungskraft ihrer Dromedare, die seit dem 2./5. Jahrhundert u. Z. den Handel mit der mediterranen Küste im Norden sowie Sahelzone und Savanne im Süden erleichterten.⁷ Alle Tiere waren ursprünglich aus Südwestasien nach Afrika eingeführt worden, Schafe und Ziegen im 6. Jahrtausend, das Kamel über Südarabien, Somalia und Ägypten wohl erst kurz nach der christlichen Zeitenwende. Vermutlich hatten diese einhöckerigen Dromedare nomadisierende Berber verbreitet, die sprachlich zu den Afroasiaten gezählt werden⁸; auf viehzüchtende Berber wird auch der Import des Pferdes zurückgeführt.⁹ Wichtige Anleihen Afrikas beim Osten gingen schon auf eine Zeit zurück, als die Sahara während zweier Feuchtperioden im Holozän (10 000 bis 5500 und 4000 bis 3000 v. u. Z.) noch in grüner Vegetation gestanden hatte.¹⁰ Neben der Jagd war an Teichen und Wasserläufen Fischwirtschaft möglich gewesen und die Aufzucht von Rindern, die seit der Trockenperiode seit etwa 2500 v. u. Z. in die Sahelzone und Steppe verlegt werden musste.¹¹

In der Savanne ging die Viehzucht dem Ackerbau (Weizen und Gerste, später auch Sorghum und Hirse) voraus.¹² In der anschließenden Zone des Regenwaldes am Äquator, die im Osten am Großen Grabenbruch endet, sowie in Zentralafrika machte die Infektionsgefahr durch die Tsetsefliege den Einsatz von Rindern, Eseln und Pferden unmöglich.¹³ Güter und Waren mussten jetzt auf menschliche Träger umgeladen werden. Dem Verkehr und Transport vom Norden in den Süden standen also hohe natürliche Hindernisse entgegen, zumal auch die Entfernungen riesig waren. Ein Straßennetz etwa für Fuhrwerke oder Wagen wurde nicht benötigt und nur in Ausnahmen ansatzweise errichtet.¹⁴ Andererseits sahen sich die Bauern Afrikas fast überall gezwungen, eine mobile Landwirtschaft zu betreiben; der Boden ruhte meist auf felsigem Gestein und war wenig fruchtbar, so dass man ihn nur einige Jahre bestellen konnte und dann unbewohntes Land aufsuchen musste. Dies warf insofern keine Fragen auf, als der große Erdteil schwach besiedelt war und genug Ausweichmöglichkeiten bot.¹⁵ Für die bäuerliche Siedlungsgeographie bedeutete das aber auch eine Organisation um wenige Häuser und in zerstreuten Dörfern, in denen akephale Gemeinschaften recht isoliert voneinander lebten.

Auch der Verkehr zu Wasser war weitgehend eingeschränkt. Die Küsten Afrikas sind abweisend, die landeinwärts führenden Flüsse wegen ihrer Sandbänke und Stromschnellen oft nicht befahrbar. Ausnahmen sind auf Seiten des Atlantiks vor allem Gambia, Senegal, Niger und Kongo, im Osten der (untere) Sambesi.¹⁶ Eine Sonderrolle spielte der Nil; er war bis zum Ersten Katarakt, also etwa 1000 Kilometer von der Mündung aus schiffbar.¹⁷ Die Fruchtbarkeit des schmalen Niltals erlaubte neben der Viehzucht (Schafe, Ziege, Schwein, Rind, Ochse) den Anbau von Nahrungspflanzen südwestasiatischer Herkunft (Weizen, Roggen, Lauch, Zwiebeln, Erbsen, Bohnen, Datteln, Oliven) und – wegen der reichen Bewässerung auch ohne Düngung, wiederholte Brachzeiten und nennenswerte Rodungen – beste Ernten. Die Menschen lebten hier eng beieinander, so dass stets eine Überbevölkerung drohte. Abgesehen von Viehzüchtern, die mit ihren Herden zwischen dem Fluss und der östlichen Wüste pendelten, waren sie fest angesiedelt, sahen sich aber auch, vor allem wegen des Baus lebenswichtiger Bewässerungskanäle, zur Kooperation gezwungen. Im Unterschied zur Atlantikseite boten das Rote Meer und die Küste von Somalia bis Tansania günstige Gelegenheiten für die Segelschiffe bis zur Überquerung des Indischen Ozeans. Allerdings beschränkte sich der Handel weitgehend auf die Küstenregion selbst, ohne dass fremde Akteure weit ins afrikanische Hinterland vorgestoßen wären.¹⁸

Über die inneren Verhältnisse des Kontinents unterrichten bis etwa 1850

mehrheitlich nichtafrikanische Schriftquellen, zunächst solche arabischer Sprache und Provenienz, seit dem 15. Jahrhundert, bedingt durch die Kolonisation, aus der Feder von Europäern.¹⁹ Die historische Forschung sieht sich deshalb auf die Ergebnisse der Archäologie und der Linguistik verwiesen. Indizien für siedlungsgeschichtliche Prozesse bietet die Verbreitung der ein- bis zweitausend Sprachen, die nach ihrer Verwandtschaft in vier große ‚Phyla‘ eingeteilt werden.²⁰ Demnach unterscheidet man die afroasiatischen Sprachfamilien im Norden bis zur Savanne; sie sind teilweise durchdrungen von den nilosaharanischen Idiomen. Die Niger-Kongo-Sprachen nehmen südlich von beiden sowie bis zur Ostküste und zum Kap reichend rund ein Drittel des Kontinents ein. Die Varianten des Khoisan wurden im äußersten Südwesten gebraucht. Von besonderer historischer Bedeutung sind die sogenannten Bantu-Sprachen, die der Niger-Kongo-Gruppe angehören. Sie unterscheiden sich untereinander linguistisch so wenig, dass die Forschung über die Geschwindigkeit und die Art ihrer Verbreitung grübelt. Manche Wissenschaftler glauben an weiträumige Migrationen der Bantu-Sprecher, andere eher an Dispersionen, also die bloße Weitergabe der Sprache als Kulturgut; statt wie früher konkret von einer ‚Bantu-Wanderung‘ ist jetzt häufig elegant und offener von ‚Bantu-Expansionen‘ die Rede.²¹ Nach ihrem Protowortschatz zu urteilen, haben die frühesten Bantu-Sprecher vor etwa 5000 Jahren sowohl Getreide als auch Knollen- gewächse mit Steinäxten und -hacken angebaut.²² Sie besaßen Ziegen und beherrschten das Handwerk der Töpferei und vielleicht der Weberei. Die Nachkommen dieser ältesten Bantu drangen Ende des 2. Jahrtausends v. u. Z. von der Grenze zwischen Nigeria und Kamerun nach Osten bis zum sogenannten Zwischenseengebiet vor (Demokratische Republik Kongo, Uganda, Ruanda, Burundi) sowie südwärts bis ins heutige Gabun. In der Savanne erlernten sie die Jagd, im Regenwald das Fallenstellen. Erste Dörfer entstanden, die die Lager der früheren Jäger und Sammler ablösten. Eine Folge der ‚westlichen Bantu-Expansion‘ war die Entwicklung der Eisenverhüttung (bis zur Zeitenwende), aber auch der Anbau der (aus Asien zu unbekanntem Zeitpunkt eingeführten) Kochbanane. Im heutigen Namibia und im Süden bis zum Kap der guten Hoffnung hatten sich die Bantu-Sprecher mit den Angehörigen der Khoisan-Sprachfamilie auseinanderzusetzen, die ihre Subsistenz vor allem als Wildbeuter sicherten. Eine weitere, östliche Bantu-Expansion brachte den Anbau von Getreide und die Rinderzucht vom Zwischenseengebiet ins südöstliche Afrika.

Geologie und Klima, geringe demographische Entwicklung und bescheidene Kommunikationswege bedingten also eine überwiegend kleinräumige

Siedlungsweise; Afrika war im Mittelalter vor allem ein Kontinent tausender beschränkter Welten.²³ Das gilt durchaus auch in den Zonen verwandter Sprachen, da deren gemeinsame Genesen noch keineswegs eine Verständigung benachbarter Siedlungsgemeinschaften im Alltag bedeuten mussten.²⁴ Trotzdem haben politische Herrschaften, Fernhandel oder religiöse Systeme schon seit der Antike größere Teile Afrikas im Norden, Westen und Osten in die Ökumene einbezogen; ausgenommen davon blieben weite Bereiche der Bantusprachen in Zentral- und Südwestafrika. Zwar ist nicht ausgeschlossen, dass künftige archäologische Forschung noch Spuren eines Austauschs mit den weiter nördlich oder östlich gelegenen Zonen aufdeckt,²⁵ aber es wird sicher dabei bleiben, dass das ohnehin weitmaschige afrikanische Netz mit inner- und transkontinentalen Beziehungen hier ausgefranst war.²⁶

Ein besonders großes Gebiet im angeblich ahistorischen Schwarzafrika nahm der Regenwald zu beiden Seiten des Äquators ein; dieser bedeckt eine Fläche vom Ausmaß Westeuropas oder der Vereinigten Staaten von Amerika östlich des Mississippi. Es ist vor allem das Verdienst des belgischen Anthropologen und Historikers Jan Vansina (1929–2017; University of Wisconsin-Madison), die mittelalterliche Geschichte der hier lebenden Völker aufgehellt zu haben; das ist umso bemerkenswerter, als dafür weder Schriftquellen noch eine nennenswerte mündliche Überlieferung oder reiche archäologische Funde zur Verfügung standen.²⁷ Vansina bediente sich unter anderem der Methode der ‚Glottochronologie‘, das heißt der Geschichte des Wortschatzes; mit deren Hilfe konnte er bis zur zweiten Hälfte des sogenannten Mittelalters (ab ca. 1000 u. Z.) zurückstoßen. Der Regenwald erwies sich als keineswegs undurchdringliches, menschenfeindliches und unveränderliches Biotop, sondern als ein durchaus attraktiver und wandlungsfähiger Lebensraum. Das westliche Bantu und seine Sprecher drangen nach Vansinas Berechnung zwischen 1560 v. u. Z. und 330 u. Z. vor; sie trafen auf eine Urbevölkerung (Pygmäen), die den Ackerbau nicht kannte. Nach den ältesten Sprachschichten zu urteilen, beherrschten die Bantu die Töpferei und die Kultivierung von Ölpalmen und Yams, schmolzen aber noch kein Metall. Mit Eisenverhüttung vertraut waren dagegen die Menschen an den Großen Seen in ihrer östlichen Nachbarschaft sowie im südlichen Nigeria (7./6. Jahrhundert v. u. Z.?). Der Übergang von der Steinzeit-Kultur zur Eisen- und Bronzeverarbeitung vollzog sich bei den Westbantu wohl vor 500 u. Z.; Kupfervorkommen waren aber so selten, dass die Nachfrage vermutlich einen frühen Fernhandel ausgelöst hat. Die Bantusprecher waren die ersten Bauern, die den Regenwald besiedelten. Vielleicht auch schon bis 500, sicher aber bis zum Jahr 1000 u. Z. war die Region voll-

kommen erschlossen; die Ausbildung zahlreicher besonderer Sprachen deutet darauf hin, dass es jetzt keine größeren Wanderungen mehr gab. Die Bauern bewegten sich allenfalls innerhalb des ihnen bekannten fruchtbaren Landes; ihre Höfe bildeten «cluster» mit anderen – eine Siedlungsform, die noch die europäischen Kolonisten seit ca. 1500 beobachten sollten. Für «Haus» oder «Herd» als kleinster und zentraler Einheit bietet das Bantu entsprechender Zeitstellung eigene Lexeme (⟨*gandá, u. a.⟩); Gleiches gilt für «Dorf» (⟨*gi⟩) und «Distrikt» (⟨*cé⟩). Spuren des Handels lassen sich bis in die Vor-Bantu-Zeit zurückverfolgen, hatten damals aber den Export von Gestein betroffen; in der Bantu-Sprache begegnet das Nomen «Geschenk» für den Austausch von Gaben innerhalb der Gemeinschaften, auch bezüglich der Leihe. Andere Wörter für «Gabe» bezogen sich auf den Verkehr zwischen den Kommunitäten oder die Verteilung von Beutegut. Demgegenüber fehlt im frühen Vokabular jeder Hinweis auf spezialisierten Kommerz, also auf Karawanen, Märkte, Währungen und Markttag. Ein komplexeres ökonomisches System entfaltete sich indessen etwa seit dem 6. Jahrhundert u. Z. im Südwesten des Regenwaldes. Am mittleren und unteren Kongo scheint der Ackerbau so reiche Früchte getragen zu haben, dass vermutlich vor 1500 u. Z. hier das Verb «verkaufen» gebräuchlich wurde. Für die Äquatorzone am Atlantik überhaupt ist wegen des Mangels äußerer Einflüsse eine selbsterzeugte Entfaltung anzunehmen, während die Bantu-Sprecher im Nordosten gewisse Traditionen aus dem zentralen Sudan adaptierten. Es gab unter den Bantu zwar Ansätze regionaler Bündnisse, aber erst bei Ankunft der Portugiesen (1472/1483) wurde ihr Gebiet in das große atlantische Handelsnetz eingefügt.

Auch jetzt konnten besondere Regionen und Siedlungsgemeinschaften für sich bleiben. Ein Beispiel sind die Bewohner der kleinen Insel Bioko vor Kamerun.²⁸ Die Besiedlung dürfte nach mündlichen Überlieferungen und Bodenfunden in mehreren Schüben erfolgt sein; im 11. Jahrhundert drangen die Bantu-Sprecher von den Küsten Biokos ins Innere vor, während drei Jahrhunderte später die zunehmende Zerstörung des ursprünglichen Regenwaldes durch ackerbautreibende Kolonisten eine besonders starke Immigration ausgelöst zu haben scheint. In ihre Sprache nahmen die Insulaner zwar einige Lehnwörter vom Festland auf, aber ihre eigenen Dialekte unterschieden sich so stark, dass sie einander schon im Abstand von rund 70 Kilometern nicht mehr verstanden. Sie blieben besonders lange Steinzeitmenschen und nahmen als einzige Bantu-Population bis um 1800 nicht einmal die Schmelze und den Gebrauch von Metall an. Bei Ankunft der Portugiesen hatten sie sich ins unwegsame Gebirge zurückgezogen, um der Sklaverei zu entgehen; bis 1827 hinder-

ten sie auch die Briten an der Bildung einer Kolonie und errichteten sogar um 1835/1845 noch ein eigenes Königtum.

Ein anderes Bantu-Königreich entwickelte sich aus älteren Häuptlingsherrschaften wohl noch später, nämlich zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Nachbarvölker und die Europäer sprachen von «Kuba», während sich aber die Einwohner selbst «Leute des Königs» nannten.²⁹ Das Reich lag am Südrand des Regenwaldes zwischen den Flüssen Sankuru und Kasai; es war kleiner als Belgien und zählte noch um 1880 nur etwa 120 000 bis 160 000 Menschen. Bewunderung zog Kuba bei europäischen Entdeckern um 1900 wegen seiner politischen Institutionen auf sich, zumal in seinem Umkreis von mehr als einhundert Meilen keine vergleichbare Herrschaft existierte. Die erschließbare autochthone Entwicklung reicht mindestens ins 16. Jahrhundert, vielleicht aber auch ins Mittelalter zurück. Neben dem Wald selbst boten eingelassene Steppenzonen und die Flussläufe Möglichkeiten zum Nahrungsmittelerwerb. Die Männer gingen auf die Jagd, stellten Fallen und fischten vorwiegend mit Netzen, die von zwei Kanus geschleppt wurden; wo es möglich war, wurden Sorghum und vielleicht Hirse sowie Bohnen angebaut. Dazu kam in den Dörfern Gartenwirtschaft hinter den Häusern. Die wichtigsten Handwerke waren Eisenschmelze und -schmiede, Holzschnitzerei, Korbmacherei, Flechtarbeiten, Salzherstellung, Töpferei und etwas Seilmacherei. Das Salz wurde durch Verbrennen der männlichen Blütenstände der Ölpalme gewonnen. Anders als über die Herstellung der Produkte kann über deren Vertrieb oder Austausch in älterer Zeit kaum etwas gesagt werden. Ob Märkte existierten, ist ungewiss. Güter und Dienstleistungen wurden aber sicher in Verwandtschaftsgruppen oder zwischen Einwohnern eines Weilers oder Dorfes, bei Vermählungen und gerichtlich verhängten Strafen ausgetauscht. Das politische System war noch kaum auf einen überörtlichen Waren- und Güterverkehr angelegt, auch wenn das Vokabular den Handel zwischen Dörfern anklingen lässt.

Eine erheblich größere, wohl sogar entscheidende Rolle hat der Fernhandel bei der Entstehung des Königreiches Kongo gespielt; sein Zentrum lag südlich des namengebenden Stroms (oder Zaire) und östlich des Flusses Nkisi, es umfasste jedoch auch die Küstenregion um die Insel Luanda.³⁰ Die fruchtbarste Landschaft mit entsprechend hoher Bevölkerungsdichte war gebirgig mit gut bewässerten Tälern und eingestreuten Savannen. Die Agrarwirtschaft konzentrierte sich auf Yams, Hülsenfrüchte und verschiedene Getreidesorten und erbrachte Überschüsse. An der Küste gewannen die Frauen Salz durch Abkochen des Meerwassers und sammelten Seemuscheln, die als Zahlungsmittel dienten. In der ganzen Küstenzone und im angrenzenden Zentralgebiet wurde ein

Marktsystem betrieben, bei dem die dörflichen Schauplätze in viertägigem Rhythmus wechselten. Männer und Frauen handelten mit örtlichen und regionalen Gütern wie Lebensmitteln und Produkten des Handwerks. Hoch bewertet wurden Salz und Muscheln von der Küste und Bastkleider aus dem Landesinnern. Besonders wichtig waren Erzeugnisse aus Kupfer; das Land des Kongo bot indessen selbst nur bescheidene Lagerstätten, so dass die einheimischen Schmiede auf Importe vor allem aus dem Norden Zaires angewiesen waren.

Das Leben in Kongo, die Nutzung des Landes sowie die Verteilung der Arbeit und Güter, wurde weitgehend von matrilinearen Abstammungsgemeinschaften kontrolliert, die *«kanda»* genannt wurden. Diese waren hierarchisch organisiert und praktizierten Exogamie, nahmen also Ehepartner aus anderen *«Stämmen»*. Zu den *«kanda»* konnten noch Menschen gehören, die zur Abgeltung einer Schuld als Pfand gegeben wurden, oder auch Sklaven, die bei Kriegszügen in Gefangenschaft geraten waren.³¹ Ein anderes gesellschaftliches Strukturelement waren priesterliche Häuptlingsherrschaften (*«kitome»*) mit einer lokalen Basis. Möglicherweise leitete sich die Stellung der Priester von der Ausübung des Schmiedehandwerks her, denn Schmiede galten in eufrasischen Kulturen oft als Repräsentanten des Sakralen; die *«kitome»* wurden jedenfalls als Besitzer und Herren des Landes und als Götter auf Erden angesehen. Die Menschenwelt und den Bereich der Toten trennte nach der Vorstellung der Kongo ein großes Hindernis oder ein ozeangleiches Gewässer.³²

Das Königreich entstand wohl im frühen 15. Jahrhundert und schloss Abstammungsgemeinschaften der *«kanda»*, priesterliche Häuptlingstümer sowie Super-*«kanda»* ein, die auf besonders reicher wirtschaftlicher Grundlage errichtet worden waren.³³ Eine Schlüsselrolle spielte offenbar dabei der Import von Kupfer von den Minen des Mindouli-Boko Songo im Norden des Kongos; das Metallvorkommen dieser Provenienz war nicht nur besonders reich, sondern auch das beste im weiten Umkreis. Vermutlich hatte die Kontrolle über die Einfuhr dieses Kupfers die Ausbildung eines Oberhäuptlings gefördert. Die Wege des Kupferhandels von Nord nach Süd kreuzten nun die ältere Handelsroute für Salz und Muscheln zwischen der Küste und dem Nkisi-Fluss; hier lagen denn auch die Ursprünge des Königtums.

Als Diogo Cão 1483 (?) an der Gezeitenmündung des Zaires (Kongos) anlandete, betrachteten die Bantu ihn und die anderen Europäer als Geister; als Weiße ähnelten sie nämlich den von ihnen verehrten Wassergeistern und schienen mit ihren Booten von der anderen Welt zu kommen. Die reichen Geschenke machten den *«König von Portugal»* für sie geradezu zum *«Herrn der Welt»*. Der Kapitän drang zwar nicht selbst bis zur Hauptstadt Mbanza Kongo

vor, entsandte aber Boten dorthin und ließ Geiseln nehmen, die er 1485 (?) mit sich nach Europa führte; hier machten diese angeblich die Bekanntschaft mit den Wundern der Welt jenseits des Wassers.³⁴

Schon in der Savanne am südlichen Rand des Regenwaldes lag das Reich der Luba.³⁵ Bauern bestellten ihre Äcker im Gebirge von 1000 bis 1500 Metern Höhe. Das «Luba Empire» wurde zwar erst im 17. Jahrhundert überregional bedeutend, aber schon im 11. Jahrhundert hatte sich gezeigt, worauf sein Aufstieg beruhte: Es lag nämlich an der Nordsüdachse zwischen der Gegend am Fluss Kasai und der Shaba-Region, aus der vor allem das kostbare Kupfer exportiert wurde. Archäologische Grabfunde von Muschel- und Glasperlen sowie der Kaurimuschel sprechen sogar dafür, dass schon in hochmittelalterlicher Zeit indirekte Beziehungen zur afrikanischen Ostküste bestanden.

Aus entgegengesetzter Himmelsrichtung, nämlich von Süden her, war auch den Khoikhoi («Hottentotten»), einem vor allem Viehzucht treibenden Volk in der Kapregion, am Kupferimport gelegen.³⁶ Dieses lebte mit Wildbeutern zusammen («San»), die ihnen phänotypisch ähnelten und gewisse sprachliche Eigenheiten mit ihnen teilten. Man spricht deshalb zusammenfassend vom Khoisan-Sprachphylum. Der Umfang des Metallhandels durch die Khoikhoi lässt sich vor Ankunft von Bartholomeu Dias (1488) nicht näher bestimmen, jedenfalls gab es keine regelmäßigen Märkte. Als Vasco da Gama 1497 an der St. Helena Bay an Land ging, kamen ihm Leute – statt Khoikhoi eher Wildbeuter – mit Kupferschmuck entgegen. Später (1652/1653) wurden die holländischen Siedler auf den Handel der Khoikhoi mit Kupferarmbändern aufmerksam. Wie so oft, weisen auch hier Erscheinungen der Kolonisationsepoche auf eine «mittelalterliche» Vorgeschichte unklarer Breite und Tiefe zurück.³⁷

Große Teile des südlichen und mittleren Afrikas waren also während des sogenannten Mittelalters nicht in die trikontinentale Ökumene einbezogen. Ähnlich verhält es sich mit den Antipoden dieser «Afrikaner» im äußersten Norden, also an den Küsten des arktischen Ozeans. So gab es ebenfalls abgekoppelte menschliche Gruppen, die sich aber zu gesellschaftlichen Formationen oder Staaten nicht fortentwickeln konnten.³⁸ Die Überlieferung bietet, zumindest nach dem Stand der Forschung, allerdings kaum Zeugnisse über das «mittelalterliche Jahrtausend».³⁹ Zwischen den ältesten Schichten der Besiedlung und rezenten Befunden, also von den Extremen der Zeitskala her, lassen sich die sozialen Verhältnisse im «Mittelalter» oft nur erschließen, dies aber mit hoher Plausibilität. Wie in Afrika spielt dabei die natürliche, klimatische und geologische Umwelt der Menschen eine Schlüsselrolle.

Siedler hatten die eurasiatischen Küstenländer schon vor dem Holozän,

also vor etwa 10 000 v. u. Z., erreicht. Teilweise werden in der Forschung die Inseln der Hohen Arktik (Spitzbergen, Franz-Josef-Land, Sewernaja Semlja) und die Halbinsel Taymyr davon ausgenommen.⁴⁰ Andere glauben, dass Menschen auf Taymyr bereits in der Eiszeit gelebt und Mammuts gejagt haben. Seit dem Holozän, also der einsetzenden Warmperiode, verschwanden das Mammut und mit ihm die älteste Kultur mit halbunterirdischen Häusern; an die Stelle der älteren Fauna traten nun Reh, Elch und Rotwild sowie, was die Behausungen angeht, leichte Strukturen, nämlich Zelte aus Häuten und Rinden.⁴¹ Jetzt bildeten sich auch die parallel zur asiatischen Nordküste gelagerten Vegetationszonen heraus; von Nord nach Süd waren das Tundra, Waldtundra, Taiga, Waldsteppe, Steppe und Wüste.⁴² Während vor allem seit Aufzucht der Pferde von der Steppe und über die Wüste hinweg enge Austauschbeziehungen mit den südlicher gelegenen Ackerbaukulturen gepflegt wurden, lebten Menschen und menschliche Gruppen in der Taiga und besonders in der Tundra weitgehend isoliert. Hierhin stießen mittelsteinzeitliche Migranten zwischen etwa 9500 und 5000 v. u. Z. vor. Von Jakutien in Ostsibirien verbreitete sich die sogenannte Sumnagin-Technologie nach Norden, Nordosten und Nordwesten; von ihren Trägern wurden auch die Tschuktschen-Halbinsel um 8200, die Schwochow-Insel um 7400 und Taymyr um 5000 v. u. Z. erreicht. Weitere Siedlerbewegungen zur eurasiatischen Küste folgten im Neolithikum (ca. 6000 bis 2500 v. u. Z.) und in der Bronzezeit (ca. 2600 bis 1600 v. u. Z.).

Die Tundra bedeckt als nördlichste Naturzone Osteuropas und Innerasiens die küstennahen Ebenen und Berge am Arktischen Ozean von Lappland bis zur Beringstraße.⁴³ Weit überwiegend ist sie als Ödland mit einer kargen und im Wesentlichen baumlosen Vegetation gekennzeichnet; der Boden ist bedeckt mit immergrünen Pflanzen wie Moos, Flechten, Zwerg- und Beerensträuchern. Das Klima ist hart; in den Wintern sinkt die Temperatur bis auf -73°C , in den kurzen Sommern steigt sie im Juli auf weniger als $+16^{\circ}\text{C}$ im Durchschnitt. Was die Fauna betrifft, so gedeihen Rentiere, die u. a. in Herden gehalten und als Last- und Zugtiere sowie als Fleischlieferanten genutzt wurden. Außerdem wurden Füchse und Lemminge ihrer Pelze wegen gejagt. Die Menschen konnten nicht mehr als ihre Subsistenz sichern, dies aber auch nur dann, wenn sie recht verstreut siedelten. Andererseits war ihr Überleben nur in kleineren Gruppen möglich. Für politische Institutionen bestand schlicht kein Bedarf.

Die anschließende Waldzone (Taiga) bietet etwas bessere Lebensbedingungen. Auch größere Tiere wie Elch, Hirsch und Bär sowie – in den südlicheren Teilen Sibiriens und der Mandschurei – Tiger wurden gejagt; den Speiseplan

ergänzte man durch das Sammeln von Bodenfrüchten und den Fischfang. Da die Jagdwirtschaft auf Beutemachen angelegt war, gab es auch hier keine stärkere Verdichtung der Populationen. Der Pelz der Tiere, wiederum mehr von kleineren Lebewesen wie Zobel, Fuchs, Hermelin, Marder und Eichhörnchen, erwies sich indessen auf Dauer als attraktiv für Russen, Kontakte aufzunehmen oder sich gar selbst anzusiedeln.

Die Lebensweisen der neolithischen Siedler des Nordens hält die moderne Forschung für weitgehend unverändert bis in die jüngste Zeit.⁴⁴ Wie für die Jäger und Sammler seit dem ausgehenden 7. Jahrtausend v. u. Z. seien Fleisch und Fisch die Hauptnahrungsmittel geblieben, während Pflanzen (Beeren und Wurzeln) nur eine untergeordnete Rolle spielten. Wann die Rentierhaltung tatsächlich einsetzte, ist teilweise umstritten und für verschiedene Regionen und Gruppen sicher unterschiedlich zu bewerten.⁴⁵ Neuerdings ist darauf aufmerksam gemacht worden, dass sich die Rentierzucht als raumerschließende Kolonisation beschreiben lässt; natürlich gab es auch einen Zusammenhang mit dem nomadischen Lebensstil vieler Stämme. Die Ewenken waren beispielsweise über ein Gebiet verstreut, das größer ist als Europa.⁴⁶ Sie werden zum Kulturareal ›Sibirien‹ gezählt, zu dem in den eurasischen Tundren von West nach Ost noch Samen, Nenzen, Dolganen und Nganasanen gehören; von ihnen getrennt werden die paläosibirischen Jukagiren, Tschuktschen, Itelmenen und Korjaken.⁴⁷ Alle diese ›Völker‹ bestanden aus Clans von wenigen Dutzend, bestenfalls einigen hundert Menschen; die meisten von ihnen werden zur uralischen Sprachfamilie gerechnet.⁴⁸ Erste Versuche mögen dazu schon ins 11./12. Jahrhundert zurückgegangen sein,⁴⁹ aber sonst wurden sie seit der Eroberung durch die Russen 1581/1585 christianisiert und zur Sesshaftigkeit gezwungen.⁵⁰

Bei den Nenzen, denen heute noch rund 41 000 Menschen angehören und die als ›Waldnenzen‹ sesshaft auf der Halbinsel Jamal und der Insel Nowaja Semlja oder als nomadische Rentierzüchter in der (eigentlichen) Tundra lebten, datierte die entscheidende Begegnung mit dem Christentum sogar erst aus den Jahren 1825/1830.⁵¹ Die russischen Zeugnisse der ›Bekehrung‹ lassen erkennen, wie schwer Nomadentum und Rentierhaltung mit dem Christentum zu vereinbaren waren. So lehnten die Hirten die Fastengebote ab, weil sie dem Fleisch der Rentiere als Grundnahrungsmittel einen hohen Wert zusprachen.⁵² In Abwandlung eines vorchristlichen Brauchs weihten sie ihre Tiere dem heiligen Nikolaus; von einem der Nenzen ist sogar ein diesbezügliches Bittgebet in russischer Sprache überliefert: «Heiliger Nikolaus, erbarme Dich meiner. Meine Rentiere sind krank, sehr krank; sie sind an den Hufen erkrankt. Ich werde Dir eine Rentierkuh, eine lebende, opfern. Ich werde sie zu diesem Haus [dieser

Kirche] bringen und Dich nicht enttäuschen.»⁵³ Vielleicht aufgrund eines interreligiösen Missverständnisses wird den Nenzen zugeschrieben, den Teufel statt des Christengottes zu verehren; einige von ihnen sollen die Taufe mit dem Argument verweigert haben: «Wenn wir anfangen, an Euren Gott zu glauben, wird uns der Teufel verlassen und uns unsere Rentiere wegnehmen, aber wir brauchen die Rentiere, weil sie uns Nahrung und Bekleidung geben und wir bezahlen auch den *jasak* [die Steuer], wenn wir Rentiere züchten.»⁵⁴

Die russische Erschließung Sibiriens hatte erst im späten 15. Jahrhundert eingesetzt; die Bewohner von Tundra und Taiga im asiatischen Teil der arktischen Küste sind also fast im gesamten Mittelalter unter sich geblieben. In Skandinavien gab es demgegenüber schon lange vorher engere Kontakte. Bis zum Beginn der Wikingerzeit (um 800 u. Z.) hatten die Samen den größten Teil Finnlands sowie die nördliche Hälfte von Norwegen und Schweden besiedelt; entweder waren ihre Vorfahren finno-ugrisch sprechende Immigranten um 2000 bis 1500 v. u. Z. gewesen oder Angehörige der uralischen Sprachfamilie, die schon am Ende der Eiszeit angekommen waren. Von den Samen müssen der Herkunft und Sprache nach die Finnen und Karelier getrennt werden. Schriftzeugnisse der Finnen und Samen datieren mit wenigen Ausnahmen erst aus dem 16. und 17. Jahrhundert.⁵⁵

Archäologische Befunde zeigen, dass sich die Samen im Mittelalter so verhielten wie die Völker der Tundra und Taiga in Sibirien: Sie widmeten sich vor allem dem Jagen und Fischen; Sommer- und Winterquartiere lösten sich im jährlichen Wechsel ab. Zahme Rentiere dienten zum Ziehen und zum Tragen von Lasten oder zur Anlockung wilder Artgenossen.⁵⁶ Auch ihre Milch wurde gewonnen und verzehrt. Nach dem Stand der Forschung wurde die Herdenhaltung von Rentieren in höheren Gebirgsregionen erst seit dem 16. Jahrhundert praktiziert, aber an der Küste betrieben die Samen bereits gegen Ende der Wikingerzeit (ca. 1050) die Aufzucht von Schafen und Ziegen und in bescheidenem Maße auch von Rindern. Die Anfänge der Interaktion mit sesshaften Populationen werden in vorgeschichtliche Zeiten datiert; sesshafte Skandinavier erwarben Pelze und Häute und verkauften den Samen dafür Eisenwerkzeuge und Kessel. Aus der späteren Wikingerzeit liegen Schriftzeugnisse über diesen Austausch vor. In der von König Alfred dem Großen um 890 (871?) in Auftrag gegebenen altenglischen Bearbeitung des Geschichtsschreibers Orosius wird von einem norwegischen Häuptling Ohthere (Ottar) erzählt, der im nördlichsten Teil von Norwegen gelebt haben soll: «Er war ein Mann, sehr reich an solchen Besitztümern, aus denen ihre [also der Samen] Reichtümer bestehen, das heißt an wilden Hirschen. Als er kam, um den König [Alfred]

aufzusuchen, besaß er noch sechshundert unverkaufte zahme Hirsche. Sie nennen diese Hirsche Rentiere. Sechs davon waren Köder-Rentiere. Diese sind bei den Samen (‹finnas›) sehr kostbar, weil sie sie verwenden, um die wilden Rentiere zu fangen. Er gehörte zu den ersten Männern in diesem Land, aber er besaß nicht mehr als zwanzig Stück Vieh, zwanzig Schafe und zwanzig Schweine, und das Wenige, das er pflügte, pflügte er mit Pferden. Doch ihr Reichtum liegt hauptsächlich in dem Tribut, den die Samen ihnen zahlen. Dieser Tribut besteht aus Tierfellen, den Federn von Vögeln, Walknochen und Schiffstauen, die aus Wal- und Robbenhaut hergestellt werden. Jeder zahlt seinem Rang entsprechend. Der Ranghöchste muss fünfzehn Marderfelle, fünf Rentierfelle, ein Bärenfell und zehn Maß Federn sowie eine Bären- oder Otterfelljacke und zwei Schiffstau bezahlen. Jedes dieser Tauen muss sechzig Ellen [über 70 Meter] lang und eines aus Wal- und das andere aus Robbenhaut gefertigt sein.»⁵⁷ Ohthere, der einen germanischen Namen trug, war also Viehzüchter und Ackerbauer, der von den Samen Abgaben in Naturalien, besonders Pelzen und Fellen, eintrieb; sein Reichtum gründete auch auf dem Handel der von den Samen gezüchteten Rentiere. Vermutlich lebte er im südlichen Teil der norwegischen Landschaft Troms, von wo aus er im Weißen Meer Schiffsexpeditionen unternahm, um die geschätzten Walross-Stoßzähne und die für Schiffstau geeigneten Walrossfelle zu erjagen. Sein Handel trieb ihn später nach Hedeby im südlichen Dänemark und nach England, wo er Gast König Alfreds wurde.⁵⁸

Seit dem 11. Jahrhundert erschloss und inkorporierte sich das Königreich Schweden die Landschaft Norrland (im Norden Schwedens) und Finnland; das ging mit der kirchlichen Integration einher.⁵⁹ Bei den halbnomadischen Samen im nördlichen Ångermanland sprechen Zeugnisse der Erdbestattung (statt der Kremation von Leichen) aus dem 11. Jahrhundert für Einflüsse des Christentums, aber sonst legten sie ihre Lebensweise noch lange nicht ab.⁶⁰ Ernsthafte Versuche ihrer ›Bekehrung‹ unternahm der norwegische König Håkon Håkansson (1217–1263); im schwedischen Norden (Norrbotton) taufte erst der Erzbischof von Uppsala 1346 einige Samen, die Versuche zur Evangelisierung mussten indessen noch bis zum Ende des Mittelalters und darüber hinaus fortgesetzt werden. Karelien beanspruchten Nowgorod und die orthodoxe Kirche; Fürst Jaroslaw veranlasste 1228 eine Massentaufe.⁶¹ Erst 1323 wurde die Rivalität mit Schweden durch eine vertragliche Vereinbarung beigelegt und eine Grenze durch Karelien gezogen.⁶²

Anders als Asien wurde Europa bis zum Ende des Mittelalters mit seinen nördlichen Teilen ganz in die Ökumene einbezogen.⁶³ Symptomatisch ist dafür ein Reisebericht, den der byzantinische Autor Laskaris Kananos wohl 1438/1439

vom Norden gab.⁶⁴ Laskaris behauptete von sich, er sei «durch viele Länder Europas herumgekommen» und habe dessen «ganze Küste vom äußersten nördlichen Ozean» befahren. Im Einzelnen nennt und beschreibt er Preußen und Norwegen, Schweden, Livland, das Slawenland um Lübeck, Dänemark, sogar Island und England, ferner, seiner (angeblichen) Route folgend, auch Flandern und Portugal. Die nördlichsten Stationen waren, abgesehen von Island, die Städte Bergen in Norwegen, Stockholm in Schweden und Tallinn (Reval) in Estland. Knapp zweitausend Jahre nach Herodot waren auch in Byzanz die Grenzen Europas im Westen und Norden bekannt.

Reiche als Kommunikationsräume

Der amerikanische Historiker Jerry H. Bentley hat die These aufgestellt, dass die Anfänge aller Globalisierung beim Auftreten des ›homo erectus‹ zu suchen und diese Bewegung deshalb als Streben nach ›Kenntnis der weiteren Welt‹ zu verstehen sei.⁶⁵ Bei den Prozessen der Globalisierung geht es also um die Überschreitung von Grenzen und die Auseinandersetzung mit dem Fremden. Im Hinblick auf die Epochen vor der Moderne oder der Gegenwart bietet es sich an, nach solchen Grenzüberschreitungen in den Bereichen der politischen Herrschaft, des Handels und der großen Religionen zu suchen.⁶⁶ Migrationen, also Wohnsitzverlagerungen von Gruppen oder Einzelnen, spielten zu allen Zeiten eine Rolle.⁶⁷ Bei der Politik der Staaten und Völker lassen sich zwei Typen von Herrschaftsbildungen unterscheiden: Zum einen imperiale Expansionen, bei denen die partikularen politischen Gebilde durch Integration anderer Gebiete oder Gruppen überwunden werden. Davon zu unterscheiden sind zum anderen politische Kreationen durch Migration; hier haben die Neusiedler in entfernten Gebieten entweder den Herrschaftsbereich ihres Mutterlandes – etwa als Kolonien – ergänzt oder sich von diesem abgetrennt, um eine besondere eigene Herrschaft zu bilden. Wo die Grenzüberwindung im einen oder im anderen Fall nicht durch Vertrag, also friedlich, sondern durch Eroberung geschah, wird Globalgeschichte als Teil einer Geschichte der Gewalt erkennbar.

Im sogenannten Mittelalter hat kein Reich die ›ganze Welt‹ oder nur die drei klassischen Kontinente erfasst und eingeschlossen, Imperien begünstigten aber als politische Großräume weit ausgreifende Beziehungen von Menschen.⁶⁸ Mit anderen Worten geht es bei der globalhistorischen Analyse von Reichen um deren Eigenschaft als Kommunikationsräume. Bei Ferngründungen durch Migranten konnten Rückbindungen an die Ausgangspunkte zur Bildung transregionaler Netzwerke beitragen.

Für die Frage nach Reichen und herrschaftlichen Ausgründungen in kom-

munikationsgeschichtlicher Perspektive ist die Geschichtswissenschaft indes- sen noch schlecht gerüstet. Was hat es für die Breite und Intensität der Ge- sprächskontakte bedeutet, wenn ein mächtiger Kriegsherr ein Nachbarreich annektierte? Handelte es sich um eine bloße ‚Personalunion‘, bei der nur das Wort des Herrschers hier und dort gehört werden sollte? Welche politischen Strukturen mussten geschaffen und wie tief mussten Beziehungen und Vernet- zungen eingewurzelt sein, um von einer ‚Kommunikationsgemeinschaft‘ spre- chen zu können? Wer war daran interessiert, Gespräche zwischen ‚Mutterland‘ und Dependenzen zu pflegen? Fragen dieser Art gehen weit über das hinaus, was man im Allgemeinen heute schon beantworten kann. Trotzdem lohnt es sich, einen ersten Schritt zu tun. Der Entstehung und Ausdehnung der Impe- rien nachzugehen, bedeutet immerhin, Räume gewiss weiterer Kommunika- tionschancen in Augenschein zu nehmen, als sie partikulare Staaten mit ent- sprechend enger gezogenen Grenzen bieten konnten. Sind auf diese Weise politische Rahmen abgesteckt, können dann die Bezugssysteme der ‚Weltreligi- onen‘ und des Fernhandels betrachtet werden, die selbst über Großreiche hinausgegangen sind.

Reichsbildungen interessieren hier weniger unter dem Aspekt einer Ge- schichte der Monarchie oder des Kaisertums. Trotzdem können sie im Hinblick auf das ‚mittelalterliche Jahrtausend‘ in globalhistorischer Absicht kaum diffe- renziert beurteilt werden, ohne ihre Vorläufer vergleichend einzubeziehen. Des- halb berücksichtigt die folgende untersuchende Darstellung cursorisch auch die ältere Periode, die nach eurozentrischem Schema als ‚Altertum‘ bezeichnet wird.

a) Afrika

Am Rand der antiken Ökumene

Ob die Phönizier, wie Herodot wissen wollte, ganz Afrika umfahren und des- halb eine Vorstellung von seiner Ausdehnung gewonnen haben, ist ungewiss;⁶⁹ tatsächlich waren diese handeltreibenden Seefahrer aber etwa seit der Wende vom zweiten zum ersten Jahrtausend vor Christi Geburt von ihrer Heimat an der levantinischen Küste oder ihren Stützpunkten auf Zypern oder Rhodos aus schon weit in den Westen des Mittelmeers vorgedrungen.⁷⁰ Auf Sizilien, Sar- dinien und Südspanien waren sie zu Kolonisten geworden; an der Straße von Gibraltar hatten sie den feindlichen Winden und Strömungen aus dem Atlan-

tik getrotzt und ihre Niederlassung in Cádiz hinter sich gelassen, um kühn nach Norden bis zu den Britischen Inseln, nach Sonnenuntergang hin zu den Azoren und «nach Mittag» immerhin bis in den Golf von Guinea zu segeln. Wichtiger als diese mutigen Expeditionen waren aber die Stützpunkte an den Küsten des dritten Kontinents. In Marokko gründeten die Phönizier Lixus, in Tunesien zuerst Utica und dann, vermutlich 814 v. u. Z., Karthago. Dieses war eine Tochter des syrischen Tarsus und zunächst vor allem wichtige Zwischenstation für die Schiffsrouten nach Spanien. Karthago entwickelte sein eigenes Handelsnetz, in das besonders noch die Inseln am Tyrrhenischen Meer eingeschlossen waren. Sein größtes Pfund waren die Getreidefelder im Hinterland. Karthager hatten Herodot auch von der totalen Erkundung der Ränder Afrikas erzählt,⁷¹ aber was das Mittelmeer selbst betrifft, so war der Historiker und Geograph auf solche Beschreibungen nicht angewiesen. Denn mindestens seit dem 8. Jahrhundert waren die Griechen als Konkurrenten der Phönizier in Erscheinung getreten und hatten besonders auf Sizilien, in Unteritalien und an der französischen Küste eigene Kolonien errichtet.⁷²

Vielleicht konnte Nordafrika schon damals als Teil der Ökumene betrachtet werden – zum zweiten Mal nach der Verbreitung des homo sapiens.⁷³ Sicher war dies jedoch, nachdem die Römer Karthagos Führungsrolle im westlichen Mittelmeer in Frage gestellt hatten und selbst zur Seemacht geworden waren.⁷⁴ Die Niederlage des Generals Hannibal im Zweiten Punischen (also phönizischen) Krieg gegen Rom (218–201 v. u. Z.) kommentierte der Universalhistoriker Polybios in diesem Sinne rückblickend: «Früher wurden die Dinge der Welt durch keine Einheit zusammengehalten, (...) aber seit jenem Datum wurde die Geschichte zu einem organischen Ganzen, und die Angelegenheiten Afrikas und Italiens waren verknüpft mit jenen von Griechenland und Asien, die alle auf ein einziges Ende zgingen.»⁷⁵ Der Arkadier Polybios hat selbst die Vernichtung Karthagos 146 v. u. Z. miterlebt und wurde zum Deuter von Roms Aufstieg zur Vormacht der westlichen Welt. Nachdem Octavian auch Ägypten erobert (30 v. u. Z.) und den Prinzipat begründet hatte, betrachteten die Angehörigen des Imperiums das Mittelmeer als «mare nostrum» («unser Meer»).

Nordafrika wurde dem Reich auch dadurch eingefügt dass eine knapp 5000 Kilometer lange Straße entlang der Küste geschaffen wurde⁷⁶, die von Alexandria über Karthago nach Mauretanien führte und in Spanien bei Cádiz Anschluss an das europäische Netz gewann; im Osten führte die Route weiter bis Berenike am Roten Meer, also zum Seeweg nach Indien.⁷⁷ Durch Verbindungen ins Landesinnere sorgten die römischen Straßenbauer auch dafür, dass Fernhändler und Soldaten bis in die Sahara vordringen konnten. Offenbar

hatten die Römer aber wenig Interesse an der Wüste selbst; nur zweimal scheinen ihre Armeen in die westliche Sahara eingerückt zu sein, und das im Jahr 198 u. Z. errichtete *Castellum Dimmidi* (Laghouat) rund 400 Kilometer südlich von Algier war nach dem aktuellen Forschungsstand ihre am weitesten vorgeschobene Festung.⁷⁸ Ein *limes Africanus* war Teil des Straßensystems, bildete aber nur ein mäßig geschlossenes und abweisendes Hindernis; seine Funktion lag kaum in der militärischen Abwehr der unabhängigen Berber in der Nachbarschaft. Vielmehr hatte das *fossatum* (also der befestigte Wall) wohl die Aufgabe, den Grenzverkehr zu regeln, unter anderem um die Äcker des Nordens vor den Herden der Eingeborenen aus dem Süden zu schützen und Zölle erheben zu können.⁷⁹ Die Landwirtschaft blühte unter den Besatzern durch Dammbau und Bewässerungsanlagen weiter auf, und zum Getreide, zum Öl und zum Wein als Agrarprodukten kamen durch die Kontakte exotische Früchte und Tiere für den Genuss und das Vergnügen reicher Römer: Feigen, Trüffel, Granatäpfel und Löwen.⁸⁰ Leoparden und Elefanten konnten nach dem Zeugnis Plinius des Älteren im ersten nachchristlichen Jahrhundert sowohl in der Steppe diesseits der Sahara als auch innerhalb des römischen Gebietes gejagt werden.⁸¹ Zwischen der schon von den Puniern errichteten Küstenstadt Leptis (Magna) östlich von Tripolis und dem Oasenstaat der Garamanten im Fessan unterhielten die Römer noch Jahrhunderte lang einen intensiven Handel.⁸² Zwar betrieben die Garamanten vor allem Landwirtschaft, doch versorgten sie die Anrainer des Mittelmeers auch mit wertvollen Steinen (Karfunkeln, Karneolen); umgekehrt ist im Fessan römischer Import von nordafrikanischer Keramik, Amphoren aus Tripolitaniern und Tunesien, römischen Lampen, Glas und Juwelen nachgewiesen.⁸³ Offenbar konnte sich der Fernhandel auf ein verzweigtes Wegesystem stützen, das sich von Theben am Nil im Osten bis zum Nigerbogen im Westen erstreckte. Für römische Präsenz in Timmissao (Südalgerien) spricht eine dort gefundene lateinische Inschrift.⁸⁴ Felsritzungen in der Sahara, die Wagen darstellen, sollten allerdings nicht als Nachweis für den verbreiteten Gebrauch solcher Fahrzeuge oder gar für entsprechend geeignete Straßen gedeutet werden.⁸⁵

Auch das numidische Königreich Mauretaniens, das schon Karthago zu schaffen gemacht hatte, wurde in den römischen Handelskreis einbezogen.⁸⁶ Nachdem Karthago wiederaufgebaut worden war, avancierte es, abgesehen von Alexandria im Osten, erneut zum wichtigsten Verkehrszentrum und Warenumserschlagplatz. Als Rückgrat römischer Kultur erwies sich die katholische Kirche, und zwar bis ins frühe Mittelalter hinein. Karthago und Alexandria waren prominent als Spitzen der Hierarchie. Der Bischof von Karthago stand der

afrikanischen Kirche vor und hielt seit 251 jährliche Synoden ab. Seine Kompetenz (eine Diözese im altrömischen Sinne) umfasste außer Africa Proconsularis, wo er selbst residierte, die Provinzen Byzacena südlich und Tripolitana östlich davon sowie Numidien, Mauretania Sitifensis und Mauretania Caesariensis im Westen.⁸⁷ Im heutigen Marokko gehörte Mauretania Tingitana hingegen kirchlich wie verwaltungsrechtlich zur Diözese Spanien. Bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts hat sich die Kirchenorganisation in Afrika so stark entwickelt wie nirgendwo sonst; nach den Akten der bedeutenden Synode von 411 gab es damals rund 600 Bistümer. In Alexandria ist der erste Bischof um 200 nachweisbar;⁸⁸ er soll schon selbst mehr als zwanzig Amtsbrüder für die ›Chora‹ (das Land Ägypten außer Alexandria selbst) eingesetzt und ernannt haben. Abgesehen von der südlich am Nil gelegenen Thebais unterstanden dem Metropolit von Alexandria auch die beiden Meeresprovinzen Libya Superior und Libya Inferior. Eine Besonderheit Ägyptens war das Mönchtum, das sich seit dem späten 3. Jahrhundert in der Wüste beiderseits des großen Flusses sowie an der Straße von Alexandria nach Libyen ausbildete; hier entfalteten sich paradigmatisch die beiden Lebensformen des Eremiten (der Anachorese) und der klösterlichen Gemeinschaft (des Koinobion).⁸⁹

Die Kirche übte auch auf die einheimischen ›Afrikaner‹ eine beträchtliche Anziehungskraft aus. Der christlichen Gemeinde von Kotama an der algerischen Küste bei Béjaïa schlossen sich nach 410 kurz zuvor ›befriedete‹ Stämme jenseits des Limes an. Nach ihrer Bekehrung durften sie sich laut Augustinus im römischen Grenzbereich niederlassen. Auch diesseits der Reichsgrenze und sogar in Karthago selbst gab es allerdings noch ›Heiden‹. Zur Verkündigung des Evangeliums bei allen Ungläubigen, «unzähligen Barbarenstämmen», forderte der Kirchenvater mit der Mahnung auf, Gott der Herr habe nicht nur die Römer, sondern alle Völker dem Geschlecht Abrahams versprochen und zum Heil bestimmt. Es ging, wie man sagte, um die ›Mauren‹, die Bewohner Afrikas, die sich ihre berberischen Traditionen bewahrt hatten und durch ihr Leben in Stämmen von der städtischen Kultur der ›Romanen‹ unterschieden.⁹⁰ Nach einer gut durchdachten Typologie gab es bei diesen drei Formen des Zusammenlebens⁹¹: Außerhalb der Grenzen des römischen Imperiums fanden sich demnach von der Romanisierung nahezu völlig unberührte Stämme, die ihre eigene Religion pflegten. Hierbei handelte es sich um die ›Garamanten‹ von Fessan sowie die ›Austuriani‹ in Tripolitaniern. In unmittelbarer Nähe zu den römischen Provinzen an der südlichen Reichsgrenze lasse sich ein zweiter Typus von Mauren identifizieren – zahlreiche kleine Stämme, die zwar unabhängig, doch weitgehend in die römische Welt integriert waren. Einige dieser

kleinen Stämme haben die Grenze auf Rechnung des römischen Imperiums verteidigt, andere ließen ihre Stammesangehörigen ihren Lebensunterhalt periodisch mit Lohnarbeit auf den römischen Feldern verdienen. Auch diese ›Barbaren‹ waren Ende des 4. Jahrhunderts zumeist noch heidnisch, andere schon christianisiert, was eine Erklärung für die große Zahl von Bistümern zu dieser Zeit in den Ortschaften entlang der Südgrenze der Byzacena und Numidiens sein könnte. Kürzlich durch Militärexpeditionen ›befriedeten‹ Grenzvölkern wurde noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts erlaubt, sich auf dem Territorium der Provinzen niederzulassen. Waren sie auf Reichsboden christianisiert, unterschieden sie sich nicht mehr von dem dritten Typus von Mauren, die innerhalb der Grenzen des römischen Imperiums lebten, das ihr Siedlungsgebiet und ihre Organisation offiziell anerkannt hatte. Im Gegenzug beugten sich die Mauren zumindest formell der Autorität des römischen Reiches. Man vermutet solche Gruppen im Südwesten der Byzacena und in Numidien, im algerischen Gebirge Aurès und entlang des Flusses Ampsaga. Am besten nachgewiesen sind sie jedoch in den mauretanischen Provinzen, die bis zu Beginn des 5. Jahrhunderts die am wenigsten romanisierten Territorien darstellten. Es gab dort zahlreiche Stämme, an deren Spitze eigene Oberhäupter oder von den Römern eingesetzte Präefekten standen. Solche mauretanischen Führer waren »schon weiter romanisiert als ihr Volk und bereits zu Beginn des 5. Jahrhunderts mit Sicherheit christianisiert«. Oft bedienten sie sich des Lateins, um ihre Autorität zu unterstreichen.⁹²

Trotzdem nahmen die Mauren oder Berber Mauretaniens, Numidiens und Tripolitaniens die fremde Herrschaft nicht ohne Weiteres hin, sondern wehrten sich. 417 konnten die Römer zwar noch einen militärischen Angriff zurückschlagen, doch zehn Jahre später war ihre Armee machtlos. Ein ins Jahr 428 datierter Brief des heiligen Augustinus lässt erkennen, dass Banden von Sklavenhändlern ungehindert Frauen und Kinder aus den römischen Gebieten in die Knechtschaft abführten. Das Reich verfügte nicht über genügend Soldaten, so dass die Provinzialen sehen mussten, wie sie sich selbst halfen.⁹³ Unmittelbar darauf drangen die germanischen Vandalen nach Afrika vor und konnten 442 sogar die römische Herrschaft durch ein unabhängiges Reich ersetzen (bis 533/534).⁹⁴ Allerdings umfasste dieses weder alle vormals römischen Gebiete, noch war es territorial geschlossen. Auch standen die Vandalen nicht nur den Provinzialrömern, sondern auch den in viele Gruppen und Stämme geteilten ›Mauren‹ gegenüber, die andererseits aber den Vandalen wie zuvor den Römern militärische Dienste leisten konnten.

Bis zur Wende zum 6. Jahrhundert war, vor allem auf dem Boden Maure-

taniens, eine größere Anzahl selbstständiger Reiche, häufig unter getauften Fürsten oder Königen, entstanden.⁹⁵ Einige Zeit nahm die Forschung an, es habe auch eine große Zuwanderung von Berbern aus den Steppen der Byzacena und den Aurès-Bergen beziehungsweise von Kamelnomaden aus der Ostsahara gegeben, die die Vandalen weiter in Bedrängnis brachten; diese These gilt inzwischen als unhaltbar, aber man glaubt doch an eine ethnische Konsolidierung und politische Formierung der Einheimischen, die vom Vorbild Karthagos profitierten.⁹⁶ Einer der berberisch-römischen Könige, die sich der vandalischen Kontrolle zu entziehen wussten, hatte sich im späten 5. Jahrhundert in einer lateinischen Inschrift stolz vernehmen lassen: «Ich, Masties, war 67 Jahre lang ‹dux› und ‹imperator› [Lesung unsicher] zehn Jahre lang. Nie wurde ich meineidig oder habe das Vertrauen der Römer und der Mauren gebrochen. Ich meisterte Krieg und Frieden. Meine Taten waren gottgefällig.»⁹⁷ Der weitere Text enthält eine Anrufung heidnischer Totengötter, der Stein zeigt aber auch das christliche Kreuz. In einem ähnlichen hybriden Zeugnis bezeichnete sich im mauretanischen Altava ein gewisser Führer als ‹rex Masuna gentium Maurorum et Romanorum› (‹Masuna, König der Völker der Mauren und der Römer›).⁹⁸ Überaus großen Eindruck machen die ‹Djedars›, dreizehn monumentale Mausoleen berberischer Könige 30 Kilometer südlich von Tiaret in Algerien. Es handelt sich um Stufenpyramiden mit lateinischen Inschriften und Wandmalereien christlicher Motive, die offensichtlich dem Muster kleinerer berberischer Grabanlagen (‹bazinas›) folgten. Um 500 haben also einheimische Machthaber in Mauretanien zugleich ihre maurische Herkunft wie ihre römisch-christliche Prägung betont.

Das Verhältnis der Mauren zu den Vandalen spitzte sich indessen zu. Deren König Thrasamund (reg. 496–523) hatte einen Konflikt mit dem Maurenkönig Kabaon auszufechten. Als die beiden Heere aufeinanderstießen – Ort und Zeitpunkt sind unbekannt –, sollen die Berber beobachtet haben, wie die vandalischen Krieger ihre Pferde in katholischen Kirchen unterbrachten und die Priester misshandelten; dies ist insofern nicht unglaubwürdig, als die Vandalen zwar Christen, aber keine Katholiken, sondern ‹Arianer› waren. Der Geschichtsschreiber Prokop will wissen, ausgerechnet die ‹heidnischen› Berber hätten den Frevel geheilt und die Gotteshäuser vom Pferdemist gereinigt, als ihre Widersacher weitergezogen waren. Auch hätten sie den Priestern Ehre erwiesen und den Armen Almosen gespendet. Kabaon werden die Worte in den Mund gelegt, er kenne zwar den von den Christen verehrten Gott nicht, dieser werde aber, wenn er so mächtig sei, wie man behaupte, die Frevler bestrafen und seinen Dienern helfen.

Unter den Nachfolgern Thrasamunds geriet das Reich der Vandalen in schwere Turbulenzen, die binnen eines Jahrzehnts zum Zusammenbruch führten. Als Gründe für diese eigentlich überraschende politische Wende werden eine Reihe von Hungersnöten, also auch Erntekrisen in der ›Kornkammer des Römischen Reiches‹, sowie der nicht überwundene religiöse Gegensatz zwischen (provinzial-)römischen Katholiken und arianischen Vandalen genannt.⁹⁹ Noch wichtiger sei aber das ungelöste Verhältnis zu den indigenen Stämmen in den Rand- und Kontaktzonen des Reiches gewesen. Tatsächlich hatten die vandalischen Könige nie danach gestrebt, ihre Herrschaft über die ehemals römischen Grenzen auszudehnen und sich stattdessen auf die Expansion im westlichen Mittelmeer konzentriert (Sardinien, Korsika). Umgekehrt stellte der ›limes Africanus‹ kein effektives Überwachungssystem der Nomaden und Halbnomaden dar. Diese hatten wie die Vandalen selbst von den Römern gelernt und begonnen, eigene Staaten zu bilden, die teilweise die Oberhoheit der Vandalenkönige anerkannten, teilweise gar nicht in ein Vertragssystem eingebunden waren. Die Forschung kennt acht oder neun solcher Herrschaftsbildungen;¹⁰⁰ durch diese bedingt, standen die Mauren auch nicht mehr für die vandalische Grenzsicherung oder für das Reichsheer zur Verfügung. Im Jahr 530 unterlag ein vandalisches Heer Berbern, die ins Zentrum des Reiches vorzustößen suchten; daraufhin erhoben sich der arianische Klerus, das Militär und Teile der zivilen Führungsschicht gegen König Hilderich, der gestürzt und später umgebracht wurde. Kaiser Justinian (527–565) intervenierte mit einer Flotte und Zehntausenden von Soldaten, die die Vandalen in zwei Schlachten besiegten und im Frühjahr 534 zur Aufgabe zwangen. Der oströmische Feldherr Belisar führte den letzten König Gelimer mit seiner ganzen Sippe nach Konstantinopel, wo der Herrscher rituell abgesetzt, aber auch mit reichen Ländereien für sein Leben im Exil ausgestattet wurde. Wie der zeitgenössische Chronist Prokop berichtet, habe der Kaiser die mitgeführten Vandalenkrieger auf fünf Reiterregimenter aufgeteilt, die zum Schutz der byzantinischen Grenzen im Osten gegen die Perser Dienst tun sollten.¹⁰¹ Eine kleine Gruppe von 400 Soldaten habe sich jedoch bei der mittelmeeerischen Expedition auf der Insel Lesbos befreien können, sei nach Libyen zurückgesehelt und habe sich in Richtung Mauretanien abgesetzt. In ihrer afrikanischen Heimat seien inzwischen die zurückgebliebenen Töchter und Frauen mit römischen Soldaten vermählt worden; sie hätten aber ihre Männer zum Aufruhr gegen die Reichsgewalt bewogen. Die Empörung, an der sich nun auch die Heimkehrer beteiligten, wurde niedergeschlagen, so dass am Schluss die restlichen Vandalen und nicht zuletzt sämtliche ihrer Frauen aus Afrika fortgeschafft wurden.

Auch der byzantinischen Herrschaft machten die Mauren schwer zu schaffen; zwischen 544 und 548 trugen die Einheimischen einen Aufstand von Tripolitaniern in die Byzacena und ins südliche Numidien.¹⁰² Die Truppen des Kaisers konnten sie zwar niederringen, doch musste man die Festsetzung von Maurengruppen in diesen Gebieten dulden und sich darauf beschränken, deren Führer zu ernennen und einzusetzen. Weitere Aufstände folgten, so dass Byzanz Karthago und andere neuralgische Punkte mit mächtigen Fortifikationen absicherte.¹⁰³ Die Bautätigkeit der Römer schloss auch Paläste, Kirchen und Klöster ein. Manche Historiker behaupten sogar, dass die byzantinische Zeit «die prachtvollste Phase der Kirchengeschichte in Afrika» gewesen sei.¹⁰⁴ Inwieweit Byzanz die Integration der Mauren gelungen ist, darüber streitet die Forschung. Einerseits wird behauptet, dass «die Byzantiner nach der Kapitulation [König] Gelimers 534 bis zum ersten Erscheinen der Araber 647 einen nie endenden Maurenkrieg» hätten führen müssen;¹⁰⁵ andere machen geltend, dass die Reichskirche so viele Berber bekehren konnte, dass sich das byzantinische Afrika nach dem ersten Angriff der Muslime noch ein halbes Jahrhundert bis zur Eroberung Karthagos 698 behauptete.¹⁰⁶

In der Antike sind die einheimischen Mauren oder Berber im nördlichen Afrika vom mediterranen Universalismus Roms, dem die Vandalen ansatzweise zu folgen suchten, zwar erfasst worden; sie haben auch Bekanntschaft mit dem Heerwesen und der Verwaltung des Imperiums gemacht. Über den Lokalismus oder bestenfalls den Regionalismus ihrer eigenen Herrschaften kamen sie aber nie hinaus; Impulse für eine kontinentale oder gar transkontinentale Vernetzung gingen von ihnen, bedingt auch durch das restringierende Band der Sahara, nicht aus. Wie sah es aber mit den Grundlagen aus, auf denen die politische Ordnung des mittelalterlichen Jahrtausends im Osten Afrikas errichtet werden sollte?

Auf den ersten Blick und zweifellos auch zu Recht stehen hier die Unterschiede zum übrigen Kontinent ins Auge; für manche Historiker/innen wiegen sie so schwer, dass sie den Osten geradezu aus der Geschichte Afrikas ausklammern.¹⁰⁷ Und in der Tat scheint der uralte, mächtige und hochkulturell ausgezeichnete Staat der Ägypter am Nil kaum etwas mit den bestenfalls kleinsten räumigen «Stammesherrschaften» im Westen und Süden von ihm gemein zu haben. Die Stellung Ägyptens in seinem afrikanischen Umfeld beim Übergang zum «Mittelalter» lässt sich deshalb mit einem genaueren Rückblick auf die älteren Zeiten besser verstehen.

Ägypten war nie allein unter seinem Horizont; am Ersten Katarakt grenzte es an Nubien, mit dem es stets in spannungsvoller Symbiose lebte.¹⁰⁸ Ebenso

wie Mesopotamien jenseits der Arabischen Halbinsel gehörten Ägypten und Nubien zu den frühen Ackerbaugesellschaften, die von wasserreichen Flüssen begünstigt waren. Im Vergleich zu Nubien zwischen dem Ersten und Sechsten Katarakt verfügte Ägypten über ein viel breiteres Überschwemmungsgebiet. Ob die Landwirtschaft ins Niltal vom südlicher gelegenen Äthiopien beziehungsweise «Sudan» aus eingeführt worden war oder aus dem «Fruchtbaren Halbmond» im Mittleren Osten (hier seit ca. 9500–8000), ist in der gegenwärtigen Forschung noch strittig.¹⁰⁹ Auf der Basis der Agrarwirtschaft entstanden jedenfalls Gesellschaften. Wie Mesopotamien interagierten Ägypten und Nubien mit ihrer Umgebung, so dass sich die Einheimischen im Niltal mit Leuten aus Irak, Phöniziern aus der Levante und Abkömmlingen anderer Völker des östlichen Mittelmeerraums, Vorderasiens und der Subsahara vermischten. Mesopotamien war ursprünglich allerdings stärker von Stadtstaaten geprägt gewesen, aus denen nach territorialen Eroberungen die frühen Reiche hervorgingen; am Nil bildeten sich zunächst kleine Königreiche heraus, die auf Kosten ihrer Nachbarn expandierten. Nubien scheint hier vorangegangen zu sein, denn zwischen 3400 und 3200 ist ein blühendes Reich Ta-Seti belegt; dessen Niedergang begünstigte die Errichtung eines ägyptischen Einheitsstaates um 3100 zwischen Nildelta und Erstem Katarakt. Dieser erste Einheitsstaat «entstand nicht aus einer Notwendigkeit des Kampfes um Ressourcen oder wegen eines Zusammenschlusses zur Verteidigung gegen einen äußeren Feind – dazu war das Land zu reich durch die Gunst der Natur, zugleich zu dünn besiedelt und durch natürliche Grenzen geschützt. Die im Lande verstreuten kleineren oder größeren Siedlungen waren Dorfgemeinschaften zwischen feindlicher Wüste und Nil und mehr oder weniger entfernt von möglicherweise konkurrierenden Nachbarn.»¹¹⁰ Die Herrscher mit dem Titel «Pharao» beanspruchten ein göttliches Königtum, das auf Traditionen aus dem Sudan zurückgeführt wird. Seit Djoser aus der späten dritten Dynastie (um 2600) ließen sie sich in monumentalen Steinpyramiden beisetzen, die als Jenseitsarchitektur auch von mitbestatteten Dienern bevölkert werden sollten. Auf die Planung und Durchführung der großartigen Grabbauten wird geradezu die Ausbildung eines ägyptischen Staatswesens zurückgeführt.¹¹¹

Bald nach der Reichseinigung unterwarfen die Pharaonen das Königreich von Ta-Seti und dominierten seither Unternubien für mehr als ein halbes Jahrtausend (ca. 3000 bis 2400). Allerdings mussten sie mehrere Kriege gegen Nubien führen. Ägypten bezog hochgeschätzte Handelswaren aus Gold, Elfenbein und wertvollen Edelsteinen, um besonders Keramik und Kupferwerkzeuge abzugeben. Mitte des 3. Jahrtausends entstand neben dem Pharaonenreich ein

beachtliches nubisches Königtum, das Kusch genannt wurde und Oberägypten herausforderte; seine Hauptstadt Kerma lag etwa 700 Kilometer südlich von Assuan. Von hier aus wurde eine Straße durch die Wüste nach Süden angelegt, um den Handel zu erleichtern. Kusch war nach Ägypten der älteste durch Schriftquellen belegte afrikanische Staat; als die Truppen seines mächtigen Nachbarn aus Unternubien abgezogen waren, erstarkte es in der ‚Zweiten Zwischenzeit‘ (ca. 1785–1540).¹¹²

In der gleichen ägyptischen Übergangsperiode veränderten sich die Verhältnisse auch im Norden. Westsemitische Stämme drangen an den Nil vor und erhoben im Ostdelta eigene Könige; sie agierten als Parallelherrscher zu den einheimischen Pharaonen bis hinüber nach Palästina und Syrien. Ihre sogenannte 15. Dynastie wurde als ‚Hyksos‘, das heißt ‚Herrscher der Fremdländer‘, bezeichnet und regierte etwa von 1650 bis 1540 (daneben gab es die 16. Dynastie der ‚kleinen Hyksos‘ und die 17. Dynastie von Theben).¹¹³

Ägypten erlebte seinen Wiederaufstieg im sogenannten Neuen Reich; der 18. Dynastie (ab 1550) wird sogar die Ausbildung eines ‚Weltreichs der Ägypter‘ zugeschrieben. Thutmosis I. zerstörte Kerma und eine Reihe kleinerer nubischer Staaten. Sein als Feldherr besonders erfolgreicher Nachfolger Thutmosis III. (1479–1425) soll von seinem 22. Regierungsjahr an jährlich nach Vorderasien gezogen sein, um einer Invasion vorzubeugen, wie sie einst von den Hyksos ausgegangen war; dabei konnte er immerhin die Stellung Ägyptens in Palästina und Syrien bewahren. In Nubien schob er die ägyptische Grenze bis zum Vierten Katarakt vor.¹¹⁴

Seit 1070 zerfiel aber das Reich erneut; im Nildelta regierten konkurrierende Könige, darunter solche aus Libyen, also Nordafrika.¹¹⁵ Nubien wurde von ägyptischer Oberhoheit befreit, aber beim Abzug der Besatzer war das Land am Oberlauf des Nils wirtschaftlich ausgelaugt, zumal ein Absinken des Wasserspiegels die Fruchtbarkeit der Schwemmlandebene beeinträchtigte. Trotzdem entstand bald ein neues nubisches Reich mit der Hauptstadt Napata unterhalb des Vierten Katarakts. Das wiederbelebte Kusch war Mitte des 8. Jahrhunderts in der Lage, selbst in Ägypten einzumarschieren und eine neue Pharaonendynastie zu gründen, die Ägypten fast einhundert Jahre regierte (ab ca. 746). 664/656 vertrieben Truppen aus Assyrien, also dem Zweistromland, die Kuschiten aus Theben; die nubische Hauptstadt wurde von Napata nach Meroë weiter im Süden (zwischen dem Fünften und Sechsten Katarakt) verlegt. Während Ägypten jetzt immer wieder zum Opfer fremder Eroberer und zum Bestandteil größerer Reiche zwischen Südwestasien und Libyen wurde, erfreute sich das dritte Reich von Kusch wegen seines blühenden Handels über

den Nil eines großen Wohlstandes. Meroë lieferte in die Mittelmeerländer und den Nahen Osten Gold, Sklaven und tropische Erzeugnisse. Die Einführung des Schöpfrades (Saquia) erlaubte den Anbau neuer Kulturpflanzen; den Kern der Wirtschaft bildeten Sorghum, Baumwolle und Rinderzucht, die in Obernubien bis ins Regengebiet beim heutigen Khartum betrieben wurde. Umgekehrt scheint Meroë die Errungenschaften der ägyptischen Kultur nicht ins tropische Afrika weitergegeben zu haben. Erst im 4. Jahrhundert u. Z. ist das Königtum von Meroë untergegangen.¹¹⁶

Die Reiche von Ägypten und im Zweistromland hatten da schon längst ihre Selbstständigkeit durch Eroberungen der Perser und später der Makedonen verloren. Kyros der Große hatte 539 v. u. Z. Babylon eingenommen und andere asiatische Reiche unterworfen; Ägypten war 525 unter seinem Sohn Kambyses dazugekommen. Weil Dareios I. (522–486), der dritte Herrscher des persischen Großreiches, noch bis zum Indus vorstieß und in entgegengesetzter Himmelsrichtung Thrakien einnahm, waren zum ersten Mal Territorien vom östlichen Mittelmeer bis Indien in einer politischen Einheit zusammengefasst worden.¹¹⁷ Von der Herrschaft der persischen Achaimeniden konnten sich die Ägypter zwar noch einmal für einige Jahrzehnte befreien (401–343), dann aber wurden sie durch Alexander den Großen unterworfen (332).¹¹⁸ Mit der Einnahme Ägyptens hatte Alexander ideologische Interessen verfolgt, da ihm die jahrtausendealte Tradition des Pharaonentums eine attraktive Legitimation für sein monarchisches Herrschaftssystem gegenüber den griechischen Polisstaaten bot. Nach dem altägyptischen Vorbild der Herrschaftsübernahme besuchte er Heliopolis, die Stadt des Sonnengottes, und opferte in den Heiligtümern der Hauptstadt Memphis den Göttern.¹¹⁹ Am Beginn des folgenden Jahres begab sich der König zur ägyptischen Oase Siwa in der libyschen Wüste, um das Orakel des Amun zu befragen, der als Zeus Ammon auch unter Griechen hohes Ansehen genoss.¹²⁰

Die Idee einer um Griechenland und das westliche Kleinasien zentrierten Universalmonarchie blieb nach Alexanders frühem Tod (323) virulent, aber sein Reich zerfiel und wurde unter seinen Heerführern aufgeteilt. In Ägypten traten die Ptolemäer (Lagiden) die Nachfolge an;¹²¹ schon der erste von ihnen, Ptolemaios I. Soter, griff über Alexanders Eroberung hinaus und unterwarf im Westen die Kyrenaika (Libyen), auch wenn er die Selbstverwaltung der griechischen Stadt Kyrene respektierte (322).¹²² Die Ptolemäer intensivierten auch den Handel (Gold, Weihrauch, Elfenbein, Gewürze u. a.) und verlegten sich besonders auf den Erwerb von Kriegselefanten.¹²³ Diese Tiere gehörten in der hellenistischen Zeit zu den wichtigsten militärischen Kampfmitteln. Obwohl sich die indischen Elefanten, über die ihre Konkurrenten, die Seleukiden in

Babylonien, verfügten, besser dafür eigneten, mussten sich die Diadochen von Ägypten auf Elefanten aus Afrika konzentrieren. Entweder fing man diese jenseits des Fünften Katarakts, also im Umkreis von Meroë, oder an der südlichen Küste des Roten Meeres; mehrfach richteten die Ptolemäer geradezu Tierfangexpeditionen aus. Neue Häfen und andere Handelsstützpunkte erbauten sie inner- wie außerhalb ihres Reiches; Ptolemaios III. Euergetes (246–222) wird etwa die Gründung von Adulis auf der Insel von Massaua (heute Eritrea) zugeschrieben.¹²⁴ Selbst mit Indien kam der Warenverkehr in Gang; bezeugt ist die Anwesenheit von Inderinnen und indischen Hunden, und mit dem indischen König Ashoka (ca. 268–233) wurden Gesandtschaften ausgetauscht.¹²⁵

Als die Römer ihre Hand auf Ägypten legten (30 v. u. Z.), machten sie es zu einer Provinz, die die alte Grenze beim Ersten Katarakt von Nubien schied. Jenseits ihrer Herrschaft, in Äthiopien (heute auch Eritrea), entstand das Reich von Aksum, dessen wichtiger Hafen Adulis wurde.¹²⁶ Die Ursprünge des neuen Reiches am nördlichen Horn von Afrika lassen sich weit ins 1. Jahrtausend v. u. Z. zurückverfolgen; seine Existenz selbst ist durch Inschriften, Münzen, überirdische Bauten und spätere Berichte von außen verhältnismäßig gut dokumentiert. Nach epigraphischen Befunden hat es einen König von Aksum seit etwa 200 u. Z. gegeben.¹²⁷ In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts nahm der Wohlstand durch Fernhandel offenbar stark zu; Steinschriften belegen die Expansion des Reiches durch Unterwerfungen oder mindestens die Dominanz seiner Nachbarn bis hinüber auf die südliche Arabische Halbinsel. Kriegs- oder Beutezüge brachten zahlreiche Gefangene und Viehherden nach der Hauptstadt Aksum, die rund 300 Kilometer landeinwärts auf zwei- bis dreitausend Metern Höhe lag (heute äthiopischer Bezirk Tigray). Die Könige wurden in der einheimischen Sprache Ge'ez als «NGS» («negus»), in der sogenannten abgeleiteten ASAM-Schrift als «MLK» («mulk») und in Griechisch als «BACIAEYC» («basileus») bezeichnet. Am besten belegt ist König Ezana (ca. 330–360). Epigraphisch werden ihm die Titel «König von Aksum und der [vier Plätze im südlichen Afrika und drei am Horn], König der Könige» beigelegt; die unterworfenen Reiche waren Himyar, Raydan, Saba, Salhan, Seyamo, Bega und Kasu. Vor der Christianisierung wurde der Herrscher auch als «Sohn des unbezwungenen Mahrem» bezeichnet.¹²⁸ Ezana war sicher der erste christliche König; seine Konversion wird auf ca. 337–350 datiert.¹²⁹ Wie der Kirchenhistoriker Rufinus (340–410) berichtet, habe ein aus Tyrus stammender Mann namens Frumentius die Schlüsselrolle gespielt.¹³⁰ Dieser habe als Jüngling mit seinem Altersgenossen Aedesius ihren gemeinsamen Verwandten Meropius aus «Syrien» auf einer Reise nach «Indien» begleitet. Dieses Ziel ist geographisch nicht sicher

eingrenzzbar, da ›Indien‹ nach dem Sprachgebrauch der Zeit neben dem südasiatischen Halbkontinent auch Arabien und einen größeren Bereich von Afrika östlich des Nils einschließen konnte. Das Schiff der drei Reisenden havarierte, vermutlich im Roten Meer; Meropius fand den Tod, die beiden jungen Männer aber wurden gefangengenommen, zum König gebracht und in dessen Haushalt zur Arbeit verpflichtet. Offenbar befand sich in Aksum bereits eine größere Anzahl von Christen, vermutlich in einer Handelsniederlassung, der sich die beiden Exulanten anschließen konnten. Aedesius kehrte bald in die Heimat zurück, während der König den Frumentius nach Alexandria ziehen ließ, um einen Bischof für die christliche Gemeinde in der Hauptstadt zu erbitten. Der dortige Oberhirte Athanasius bestellte den Frumentius selbst zum Prälaten. Die an Frumentius vollzogene Bischofsweihe wird durch einen Brief des Kaisers Konstantius II. von 356/357 bestätigt. Frumentius missionierte erfolgreich, so dass sich auch Ezana persönlich dem neuen Glauben zuwandte. Gleiches dürfte zwar noch kaum für sein Volk gegolten haben, aber Aksum blieb mit der Kirche von Alexandria verbunden; die äthiopische Kirche folgte dann den Beschlüssen des Konzils von Chalkedon (451) nicht und blieb stets ›monophysitisch‹. Der Einfluss koptischer Mönche reichte bis ins 20. Jahrhundert.¹³¹

Aksums Außenhandel stützte sich vorwiegend auf den Export von Elfenbein; nach dem Zeugnis des ›Periplus Maris Erythraei‹ (›Küstenbefahrung des Roten Meeres‹), einer Beschreibung der Handelswege aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, wurden in Adulis dafür Textilien, Glas, Messing- und Kupferwaren, eiserne Werkzeuge sowie Roheisen, «römisches Geld für angesiedelte Fremde», Wein und Olivenöl angeliefert. Ausdrücklich für den König bestimmt waren schwere Mäntel, Silber- und Goldwaren.¹³² Dem ›Indienfahrer‹ Kosmas Indikopleustes zufolge sollen aksumitische Schiffe im frühen 6. Jahrhundert bis nach Sri Lanka gefahren sein.¹³³ Diplomatische Beziehungen unterhielt man besonders mit dem Kaiser in Konstantinopel, während Kontakte zu den nahegelegenen nubischen Königreichen nur spärlich dokumentiert sind. Mit dem südarabischen Königreich Himyar (Jemen) stand Aksum in wechselhaften Beziehungen, wenigstens zeitweise wohl mit einer äthiopischen Dominanz. Als Himyar in den 570er Jahren von den Persern und bald darauf von den Arabern unterworfen wurde, verlor die byzantinisch-aksumitische Handelsstraße über das Rote Meer entscheidend an Bedeutung; Anzeichen für einen wirtschaftlichen Niedergang des nördlichen Horns von Afrika und besonders in der Umgebung der Hauptstadt Aksum gab es aber schon unmittelbar zuvor.

Erst im 6. Jahrhundert u. Z. wurde Nubien christianisiert. Hier waren nach dem Ende Meroës drei Reiche entstanden: Nobatia zwischen dem Ersten und Dritten Katarakt, Makuria mit der Hauptstadt Dongola bis zum Sechsten Katarakt, sowie Alodia oder Alwa am Zusammenfluss von Weißem und Blauem Nil.¹³⁴ Die Initiativen zur Bekehrung gingen vom Kaiserhof in Byzanz aus, aber auch das Vorbild anderer, darunter Aksums, spielte eine Rolle. Angeblich haben Boten der Makuriten Kaiser Justin II. (567–578) als Zeichen der Dankbarkeit neben anderen Geschenken Elfenbein und eine lebende Giraffe überbracht.

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass das nordöstliche Afrika seit der Antike eine eigene Großregion in seinem Kontinent bildete; der Versuch, dem Alten Ägypten einen nennenswerten Einfluss auf das übrige Afrika jenseits der Wüsten zuzuschreiben, ist in der historischen Forschung energisch zurückgewiesen worden.¹³⁵ Lange Zeit gab es nur zwischen Ägypten und Nubien enge Wechselbeziehungen. Eine bedeutende territoriale Expansion in den Westen gelang Ägypten erst unter den Ptolemäern im Hinblick auf Libyen (Kyrenaika). Assyrer, Perser und Makedonen griffen zwar selbst nach Ägypten hinüber und verwickelten das Land in ostmediterran-südwestasiatische Konkurrenzen; dieses blieb auch nicht unbeeindruckt von imperialen Konzepten. Aber eine selbstständige Rolle bei einer transkontinentalen Reichsbildung kann man ihm kaum einmal zuschreiben. Seit der Christianisierung wurden die Beziehungen zwischen Ägypten und seinen südlichen Nachbarn (Nubien, Äthiopien) mit dem römischen Reich wichtig, sie reduzierten sich aber bald im Wesentlichen auf die Hauptstadt Konstantinopel. Einen aktiven Anteil im Fernhandel bis nach Indien und Sri Lanka nahm Aksum mit und neben den Häfen an den Küsten des Roten Meeres; die Römer machten sich diese Strukturen zunutze und bauten sie aus.

Politische Neuordnungen durch islamische Eroberung

Afrika war also im Altertum in trans- oder gar trikontinentale Reichsbildungen nur durch seine Küstenländer am Mittelmeer, Roten Meer und teilweise am Indischen Ozean eingebunden. Diese, bezogen auf die Weite des Erdteils im wörtlichen Sinne marginale politische Netzanbindung wurde im mittelalterlichen Jahrtausend gemildert durch Beziehungen bis an den Rand des äquatorialen Regenwaldes. Auch jetzt und in diesem immer noch begrenzten Umfang blieben die afrikanischen Maschen aber sehr weit und die Fäden dünn. Im-

pulse für die mäßige mittelalterliche Steigerung der Einbindung Afrikas in die trikontinentale Ökumene gingen vom Aufkommen des Islam und von der damit einhergehenden Reichsbildung aus. Nur in Ausnahmefällen lassen sich Initiativen erkennen, die sich in Afrika selbst entwickelten und von hier auf seine Umgebung ausgerichtet waren.

Die muslimische Expansion mit ihren politischen Folgen vollzog sich in mehreren Schüben.¹³⁶ In seinem letzten Lebensjahrzehnt (622–632) war es Mohammed mit seinen Anhängern noch gelungen, die Stämme fast der ganzen Arabischen Halbinsel für ihre Glaubensgemeinschaft zu gewinnen.¹³⁷ Unter den vier ‚Rechtgeleiteten Kalifen‘ (bis 661) und ihren Nachfolgern expandierte das von dem ‚Propheten‘ geschaffene Gemeinwesen überraschend schnell.¹³⁸ Obgleich sich der Islam vor allem unter Gewaltanwendung verbreitete,¹³⁹ wurden seine Vorstöße nie durch einen einzigen politischen Willen gelenkt; es gab auf Seiten der Kalifen keinen Masterplan. Schon die ersten von ihnen haben ihre Heerführer nicht daran hindern können, auf eigene Faust in die Nachbarländer Arabiens einzufallen, Raubzüge zu unternehmen, Tribute zu erpressen und nicht zuletzt das ‚Gebiet des Islam‘ auf Kosten der ‚Ungläubigen‘ auszudehnen. Die Kalifen mussten im Zuge der raschen arabischen Ausdehnung wiederholt solche Zugewinne sowie Statthalter in den neuen Provinzen anerkennen, die sie kaum kontrollieren konnten. Das Kalifat, das unter den Omayyaden (661–750) im syrischen Damaskus, unter ihren Nachfolgern, den Abbasiden (bis 1258), in Bagdad am Tigris seine Hauptstadt hatte, konnte eine politische Einheit nicht herstellen.¹⁴⁰

Zu den ersten Zielen außerhalb der arabischen Halbinsel gehörte das reiche Ägypten; am Oberen Nil blieb Nubien hingegen ausgespart und erreichte gegen einen jährlichen Tribut von 360 Sklaven das einzigartige Privileg eines Nichtangriffspaktes (652).¹⁴¹ Aksum/Äthiopien konnte sich in hochländischer Isolation sogar während des ganzen Mittelalters als christliches Reich erhalten.¹⁴² Ausgangspunkt für die muslimische Eroberung Nordafrikas war die Einnahme von Alexandria 639/642.¹⁴³ Den Raum nannten arabische Geschichtsschreiber zusammenfassend ‚al-Maghrib‘ oder ‚Ifriqiya‘, wenn sich die zweite Bezeichnung auch bald auf die Zone des heutigen Tunesiens und Ostalgeriens verengte. Die einheimische Bevölkerung lebte meist in den Städten an der Küste oder im bergigen Hinterland. Als ‚Berber‘, also ‚Barbaren‘, bezeichneten die Römer die wichtigste ethnische Gruppierung, weil diese weder Latein noch Griechisch sprach. Als Hauptgegner mussten die Muslime aber die Byzantiner (Rhomäer) betrachten. 647 brachten sie ihnen eine schwere Niederlage bei und griffen kurz darauf auch deren Stützpunkte auf Sizilien an, begnügten sich aber

vorerst mit Beutezügen. In Kairouan im heutigen Tunesien, fern der Küste, errichteten sie ein eigenes Herrschaftszentrum (670); noch immer hatten sie die Überlegenheit der byzantinischen Seestreitmacht zu fürchten, aber der fruchtbare Boden in der Umgebung der neuen Stadt begünstigte die Versorgung ihrer Kamele. Eine Generation später eroberte der Gouverneur von Nordafrika das wichtige byzantinische Karthago und ließ Tunis als Basis für eine arabische Flotte errichten; für den Schiffbau wurden nicht weniger als tausend koptische Familien mit ihren spezialisierten Handwerkern umgesiedelt. Die Byzantiner flohen zu großen Teilen nach Sizilien oder Spanien.

Die Einnahme des südlichen Mittelmeersaumes durch die Truppen des Islam vollendete nach siebzig Jahren allmählicher Ausdehnung Musa ibn Nusair, der arabische Statthalter der Provinz Ifriqiya.¹⁴⁴ Er stammte selbst aus Syrien, war aber ohne Landsleute nach Nordafrika gekommen und stützte sich bei seinen militärischen Unternehmungen seit 705 auf die schon vorhandenen arabischen und berberischen Truppen. Nach seinem Vorstoß von Kairouan aus bis zum Atlantischen Ozean stand nur noch Ceuta unter byzantinischer Kontrolle. Musa ließ auch Syrakus auf Sizilien überfallen und machte reiche Beute für seinen Chef, den Statthalter von Ägypten, sowie für den Kalifen in Damaskus selbst. Bevor er sich mit seinen Streitkräften wieder nach Kairouan zurückzog, setzte er den Berber Tarik ibn Sijad als Gouverneur von Tanger ein. Bei Tarik blieben wenige Araber, die keine militärischen Aufgaben hatten, sondern die Berber religiös unterweisen sollten.

Für eine Ausdehnung des Kalifats von Afrika aus nach Europa war die Lage günstig, denn das christianisierte Westgotenreich wurde von einer seiner typischen Sukzessionskrisen im Königtum erschüttert.¹⁴⁵ Nach Sondierung durch ein Vorauskommando setzte der Herr von Tanger 711 mit einem fast ausschließlich aus Berbern bestehenden Heer nach der Iberischen Halbinsel über; die arabischen Geographen und Historiker sollten das Land «al-Andalish, al-Andalus» oder ähnlich nennen, die Herkunft des Namens ist unklar.¹⁴⁶ Die Westgoten wurden schwer geschlagen, ihr König getötet oder in die Flucht getrieben, bald auch ihre Hauptstadt Toledo eingenommen.

Die Expansion des Islams bis 750

Nachdem sich noch unter Mohammed viele Araber seiner Gemeinschaft angeschlossen hatten, folgte die weitere gewaltsame Ausbreitung des Islams unter den ersten Kalifen keinem groß angelegten Plan; sie war vor allem das Werk militärischer Führer und Gouverneure, die aus eigener Initiative handelten.

Dieser rasche und glanzvolle Sieg wirkte auf Nordafrika zurück und lockte zahllose weitere Berber an. Auch der Gouverneur Musa wollte seinem Untergebenen Ruhm und Güter nicht allein überlassen; mit einer Armee von 18 000 arabischen Kriegerern setzte er schon im Sommer 712 über. Tarik und Musa stießen auf verschiedenen Wegen weiter nach Norden vor und eroberten fast die ganze Halbinsel. Zwischen 714 und 741 folgte im muslimischen Spanien eine Reihe von Statthaltern aufeinander, die von Cordoba aus agierten. Gewöhnlich hatte sie der Gouverneur von Ägypten selbst oder der nachgeordnete Verwalter von Kairouan ernannt; die landfremden Männer blieben meist nur kurz im Lande und konnten keine persönliche Machtposition aufbauen. Bei der muslimischen Ansiedlung in al-Andalus ließen sich die Araber, zumeist aus dem Jemen, als Ackerbauern bevorzugt in den fruchtbaren Flussniederungen nieder. Trotz ihrer entscheidenden Mitwirkung an der Eroberung mussten sich dagegen die Berber bei der Aufteilung der Beute durch die Statthalter der Omayyaden benachteiligt fühlen; als Nomaden, die sie überwiegend waren, durften sie mit ihren Herden das südliche Hochland sowie das Zentralplateau bevölkern.

Ihre Verwandten in Afrika sahen sich ebenfalls durch die Araber an den Rand gedrängt, so wie früher schon durch Karthager, Römer beziehungsweise Byzantiner. Ein großer Berberaufstand war die Folge, zunächst im Maghreb und besonders in Marokko, dann auch in Spanien (739/740).¹⁴⁷ Zwar hatten die Berber den Glauben angenommen, den die Araber gebracht hatten, die Insurrektion wurde aber durch eine islamische Lehre gestützt, die sich ursprünglich in Mesopotamien gegen das (proto-)sunnitisch geprägte Kalifat ausgebildet hatte und nun auch im Westen verbreitete, die Häresie der Charidschiten.¹⁴⁸ Diese verkündete, dass jedes Glied der muslimischen Gemeinde das Recht zur Herrschaft habe. Die Erhebung wurde zwar niedergeschlagen, aber die Omayyaden, die Orientalen überhaupt, verloren im westlichen Teil Nordafrikas die politisch-militärische Kontrolle auf Dauer.

Kurz darauf geriet das Kalifat der Omayyaden selbst in eine schwere Krise, von der es sich nicht mehr erholte. Nach einer verbreiteten Periodisierung endet mit ihm 750 das ›Arabische Reich‹, um unter der neuen Dynastie der Abbasiden vom ›Islamischen Reich‹ abgelöst zu werden.¹⁴⁹ Allerdings handelte es sich zu keiner Zeit um ein geschlossenes Staatsgebiet und eine Monarchie.¹⁵⁰ Wie in Nordafrika entglitten den Kalifen auch im asiatischen Osten die Eroberungen ihrer Heerführer oder die Bezirke ihrer Statthalter, während sich anderseits partikuläre Fürsten gern durch die Nachfolger Mohammeds legitimieren ließen. Die überwölbende Einheit war weniger ein politisches Gebilde als die

«umma», die Gemeinschaft der Gläubigen, so eng verzahnt dies mit dem Kalifen als ihrem Führer auch war. In der Forschung ist deshalb zusammenfassend auch weniger von einem «Reich» als von der «Islamischen Welt» die Rede.¹⁵¹ Ebenso wie das «Reich» bedürfen die Attribute «arabisch» und «islamisch» einer differenzierten Bewertung. In Afrika waren gewiss die ersten Eroberungen ein Werk arabischer Heerführer und Krieger, und zunächst wurden auch arabische Gouverneure eingesetzt;¹⁵² aber ihre Gegner oder Unterworfenen waren nicht einfach die einheimischen Berber. Diese ergriffen vielmehr zum Teil bald Partei für die Fremden und kämpften auf deren Seite gegen Menschen und Gruppen auch ihrer eigenen Herkunft. Die Konversion ihrer Führer oder Führungsschicht zum Islam verschaffte Berberreichen die Sanktionierung ihrer Stellung im Rahmen der muslimischen Gesamtgemeinde. Die arabische Sprache, also auch die Sprache des Korans, setzte sich nur allmählich durch, und erst eine neue Migrationswelle, diejenige arabischer Beduinen im hohen Mittelalter, gab der Arabisierung Nordafrikas einen spürbaren Auftrieb.¹⁵³ In Ägypten sollen im 11. Jahrhundert die meisten Christen wie die Muslime Arabisch gesprochen haben.¹⁵⁴ Andererseits begünstigte die islamische «umma» eine hohe Mobilität politischer und militärischer Führer, so dass in Nordafrika neben Arabern und Berbern auch Perser oder Türken schon früh an die Spitze von Staatswesen treten konnten;¹⁵⁵ Gleiches gilt erst recht von der ethnischen Herkunft der Krieger.¹⁵⁶ Der Islam hat auf diese Weise entscheidend dazu beigetragen, dass sich in Afrika, anders als in Europa, Ansätze zu Nationalstaaten auf ethnischer Grundlage nicht entfalten konnten.

Bald nach dem großen Berberaufstand waren die Omaiaden in Damaskus gestürzt worden (747/750); die Folgen waren auch in Nordafrika, ja bis hinüber nach Europa zu spüren. Ein Enkel des letzten großen Kalifen der alten Dynastie, Abd ar-Rahman ibn Muawija, floh nach Spanien, eroberte Cordoba und ließ sich zum Emir proklamieren; von 756 bis 1031 regierten die Omaiaden nun in al-Andalus, dem muslimischen Herrschaftsgebiet der Iberischen Halbinsel.¹⁵⁷ Abgesehen von seiner politischen Herkunft war Abd ar-Rahman zugutegekommen, dass er dem Stamm des Propheten Mohammed selbst angehörte und sich auf die Syrer stützen konnte, die mit seiner Familie traditionell eng verbunden waren. Noch wichtiger wurden die omaiadjischen «mawālī». Mit diesem Wort bezeichnete man die Klienten der Araber; wenn Angehörige unterworfenen Völker, seien es Syrer, Aramäer, Griechen, Perser oder Berber, zum Islam übertreten und an den Vorrechten der herrschenden Schicht teilhaben wollten, schlossen sie sich einem Araber persönlich oder einer arabischen Familie an, traten zu diesen also in ein quasiverwandtschaftliches Verhältnis.